

Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

Flammenzeichen.

Roman von E. Werner.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

„Ich suchte Hartmut heut morgen auf seinem Zimmer,“ begann Fürst Egon, „sah ihn aber nicht; statt dessen fand ich auf seinem Schreibtische ein Gedicht, das er vermutlich einzuschließen vergessen hatte, denn für meine Augen war es sicher nicht bestimmt. Ich habe es gestohlen ohne alle Gewissensbisse und trage den Raub noch bei mir; befehlen Sie, daß ich Ihnen den Inhalt —“

„Ich verstehe nicht Rumänisch,“ sagte Frau von Wallmoden mit kühlem Spott, „und Herr Rojanow hat sich schwerlich herabgelassen, in deutscher Sprache zu dichten.“

Egon zog statt aller Antwort ein Papier hervor und entfaltete es.

„Sie sind gegen meinen Freund eingenommen, ich sehe es und ich möchte nicht, daß Sie ihn in dem falschen Lichte betrachten, in das er sich selbst gestellt hat. Darf ich ihn mit seinen eigenen Worten rechtfertigen?“

„Bitte!“

Das Wort klang sehr gleichgültig und doch heftete sich der Blick Adelheids mit einer eigentümlichen Spannung auf das Papier, das nur einige, augenscheinlich mit flüchtiger Hand hingeworfene Verse enthielt.

Egon begann zu lesen. Es waren in der That deutsche Verse, aber von einer Reinheit und einem Wohlklang, wie sie sonst nur einem Meister der Sprache zu Gebote stehen, und das Bild, das sie vor der Zuhörerin heraufbeschworen, trug so seltsam bekannte Züge. Tiefe, träumerische Waldeseinsamkeit, durchweht von dem ersten Hauch des

nahenden Herbstes, endlose grüne Tiefen, die unwiderstehlich loden und winken mit ihren dämmernden Schatten, duftige Wiesen, überfüllte kleine Gewässer, die in der Ferne aufblitzen, und der schäumende Waldbach, der von der Höhe niederbraust. Und dies Bild hatte Leben und Sprache gewonnen, was darin klang und flüsterte, das war das uralte Lied des Waldes selbst, sein Wehen und Rauschen, sein geheimnisvolles Wehen, in Worte gebannt, die wie eine Melodie das Ohr des Hörers bestricken, und aus dem Ganzen wehte und klagte es wie eine tiefe, eine unendliche Sehnsucht nach diesem Waldesfrieden.

Der Fürst hatte anfangs warm, dann mit voller Begeisterung gelesen, jetzt ließ er das Blatt sinken und fragte triumphierend: „Nun?“

Die junge Frau hatte regungslos zugehört, aber sie sah den Lesenden nicht an, sondern blickte unverwandt in die Ferne hinaus. Erst bei der Frage zuckte sie leicht zusammen und wandte sich dann hastig um.

„Wie meinten Sie, Durchlaucht?“

„Ist das die Sprache eines Verächters unserer Heimath? Ich glaube nicht!“ sagte Egon in voller Siegesgewißheit; aber so sehr ihn auch die Dichtung seines Freundes in Anspruch nahm, er sah es doch, wie schön Frau von Wallmoden gerade in diesem Augenblicke war. Freilich war es wohl nur die eben sinkende Sonne, die ihrem Antlitz diesen rosigigen Schimmer, ihren Augen diesen Glanz lieh, denn ihre



Friedrich Mitterwurzer als Dietrich v. Quithow.
Nach einer Photographie von Alfred Raumann in Leipzig.

Haltung war ebenso kalt wie die Antwort: „Es ist wirklich überraschend, daß ein Fremder die deutsche Sprache so vollständig beherrscht.“

Egon sah sie betroffen an. Das war alles? Er hatte doch einen anderen Eindruck erwartet.

„Und wie finden Sie das Gedicht selbst?“ fragte er.

„Recht stimmungsvoll, Herr Nojanow scheint in der That viel poetisches Talent zu besitzen. — Hier ist Ihr Fernglas, Durchlaucht! Ich danke; aber ich muß wohl jetzt an das Hinabsteigen denken und darf meinen Gatten nicht zu lange harren lassen.“

Egon faltete langsam das Papier zusammen und barg es in seiner Brusttasche. Zu seiner warmen, herzlichen Begeisterung empfand er doppelt den eifigen Hauch, der jetzt wieder von der jungen Frau ausging und der ihn bis ins Innerste hinein erkälte.

„Ich habe bereits die Ehre, Seine Excellenz zu kennen,“ sagte er. „Ich darf die Bekanntschaft doch heute erneuern?“

Ein leises Neigen des Hauptes gab ihm die Erlaubniß zu der Begleitung, sie verließen die Plattform, aber Fürst Adelsberg war etwas einsilbig geworden. Er fühlte sich in seinem Freunde gekränkt und bereute jetzt seine Aufwallung, diese Dichtung, deren poetische Schönheit ihn hinriß, einer Dame preisgegeben zu haben, die so gar kein Verständniß für Poesie besaß.

Hartmut war, als er sich verabschiedete, langsam die Wendeltreppe hinabgestiegen. Die angeblich verlorene Brieftasche ruhte sicher an ihrem gewohnten Plage, sie hatte ihrem Besitzer nur den Vorwand liefern müssen, um sich auf kurze Zeit frei zu machen. Adelsberg von Wallmoden hatte im Laufe des Gesprächs erwähnt, daß sie in Begleitung ihres Gemahls gekommen, daß er aber unten im Wirthshause geblieben sei, weil er das beschwerliche Steigen auf den steilen dunklen Stufen scheue. Hartmut konnte also ein Zusammentreffen mit ihm nicht vermeiden, aber es sollte wenigstens ohne Zeugen stattfinden. Wenn Wallmoden den Sohn des Jugendfreundes, den er ja nur als Knaben gesehen hatte, trotzdem wiedererkannte, so blieb er vielleicht doch nicht Herr seiner Ueberraschung.

Hartmut fürchtete dies Zusammentreffen nicht, wenn es ihm auch peinlich und unbequem war. Es gab nur eins auf der ganzen Welt, was er fürchtete, ein Antlitz, zu dem er nicht gewagt hätte, das Auge zu erheben, und das wollte fern, das sah er vorausichtlich niemals wieder. Jedem anderen trat er mit dem stolzen Troke eines Mannes gegenüber, der nur sein Recht gebraucht hatte, als er sich einem gehäßten Verufe entzog. Er war entschlossen, es zu keiner Frage und keinem Vorwurfe kommen zu lassen, sondern, wenn er erkannt würde, den Gesandten in der entschiedensten Weise zu ersuchen, gewisse alte Beziehungen, mit denen er völlig gebrochen habe, als nicht mehr bestehend anzusehen. Mit diesem Entschluß trat er in das Freie.

Auf der kleinen Veranda vor dem Wirthshause sah Herbert von Wallmoden mit seiner Schwester. Der Oberforstmeister wurde durch die bevorstehende Ankunft des Hofes, dessen Jagden er zu leiten hatte, sehr in Anspruch genommen, und auch das Brautpaar war zu Haus geblieben, aber der Tag hätte zu dem Ausfluge nicht besser gewählt werden können. Die Aussicht war vollkommen klar und die Lust warm wie im Sommer.

„Dieser Hochberg ist wirklich lebenswerth!“ sagte Frau von Eschenhagen, indem sie die Augen über die Landschaft schweifen ließ. „Aber wir haben hier fast denselben Blick wie droben auf dem Thurme. Wozu da erst klettern und sich erhitzen und den Athem verlieren auf den endlosen Stufen — ich danke dafür!“

„Adelsberg war doch anderer Meinung,“ entgegnete Wallmoden, mit einem flüchtigen Blick nach dem Thurme. „Sie kennt freilich keine Ermüdung und Erhitzung.“

„Und auch keine Erkältung! Das zeigte sich vorgestern, als sie so durchnäßt zurückkam, sie hat nicht einmal einen Schnupfen davongetragen!“

„Ich habe sie aber doch gebeten, künftig auf ihren Spaziergängen Begleitung mitzunehmen,“ sagte der Gesandte ruhig. „Zich im Walde verirren, einen Bach durchwaten und sich schließlich von dem ersten besten Jäger führen und zurechtweisen lassen, das sind doch Dinge, die sich nicht wiederholen dürfen. Adelsberg sah das auch vollkommen ein und versprach sofort, meinem Wunsche nachzukommen.“

„Ja, sie ist eine vernünftige Frau, eine durch und durch gesunde Natur, der alles Romantische und Abenteuerliche fern

liegt.“ lobte Regine. „Aber es scheint noch mehr Besuch auf dem Thurme gewesen zu sein, ich glaube, wir seien heut die einzigen Gäste.“

Wallmoden blickte gleichgültig dem hochgewachsenen, schlanken Herrn entgegen, der soeben aus der kleinen Pforte des Thurmes trat und nach dem Wirthshause schritt; auch Frau von Eschenhagen sah ihn nur flüchtig an, auf einmal aber schärfte sich ihr Blick und sie fuhr auf.

„Herbert — sieh nur!“

„Was?“

„Den Fremden da — welche seltsame Aehnlichkeit!“

„Mit wem?“ fragte Herbert, der jetzt auch aufmerksam wurde und den Fremden genauer in das Auge sah.

„Mit — unmöglich, das ist keine bloße Aehnlichkeit! Das ist er selbst!“

Sie war aufgesprungen, bleich vor Erregung, und ihr Blick bohrte sich förmlich in das Gesicht des Nahenden, der eben den Fuß auf die erste Stufe der Veranda setzte. Jetzt begegnete sie seinem Augen, diesen dunklen Flammenaugen, die ihr so oft aus dem Antlitz des Knaben geleuchtet hatten, und jetzt schwand der letzte Zweifel.

„Hartmut! Hartmut Falkenried, Du —“

Sie verstümmte plötzlich, denn Wallmoden legte schwer die Hand auf ihren Arm und sagte langsam, aber mit Schärfe:

„Du bist im Irrthum, Regine, wir kennen den Herrn da nicht!“

Hartmut stuzte, als er Frau von Eschenhagen erblickte, die seinem Blicke bisher durch das Laubwerk der Veranda entzogen gewesen war; auf ihre Anwesenheit war er allerdings nicht vorbereitet. Aber in dem Augenblick, wo er sie erkannte, trafen auch jene Worte des Gesandten sein Ohr, und er verstand nur zu gut diesen Ton, der ihm das Blut in die Schläfe trieb.

„Herbert!“ Regine sah ungewiß den Bruder an, der ihren Arm noch immer fest hielt.

„Wir kennen ihn nicht!“ wiederholte er in dem gleichen Tone. „Muß ich Dir das erst sagen, Regine?“

Sie begriff jetzt auch die Mahnung, mit einem halb drohenden, halb schmerzlichen Blicke wandte sie dem Sohne des Jugendfreundes den Rücken und sagte mit tiefer Bitterkeit:

„Du hast recht — ich habe mich geirrt.“

Hartmut zuckte zusammen und wie im auflodernden Zorne trat er einen Schritt näher.

„Herr von Wallmoden!“

„Sie wünschen?“ fragte dieser, ebenso scharf und ebenso verächtlich wie vorher.

„Sie kommen meinen Wünschen zuvor, Excellenz,“ sagte Hartmut, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend. „Ich wollte Sie soeben erüchen, mich nicht zu kennen. Wir sind uns also fremd.“

Damit wandte er sich um und trotzig, hoch aufgerichtet davonschreitend, trat er durch einen anderen Eingang in das Haus.

Wallmoden sah ihm mit gerunzelter Stirn nach, dann wandte er sich zu seiner Schwester.

„Konntest Du Dich nicht besser beherrschen, Regine? Wozu die Scene bei einer derartigen Begegnung! Dieser Hartmut existirt nicht mehr für uns.“

Regines Gesicht verrieth nur zu sehr, wie das Zusammentreffen sie erschüttert hatte, ihre Lippen bebten noch, als sie erwiderte:

„Ich bin kein gewiegter Diplomat wie Du, Herbert. Ich habe es noch nicht gelernt, ruhig dazusitzen, wenn einer, den ich längst gestorben und verdorben glaubte, urplötzlich lebhaftig vor mir steht.“

„Gestorben? Das war wohl nicht anzunehmen bei seiner Jugend. Verdorben? Das mag allerdings zutreffen — sein bisheriges Leben war danach!“

„Das weißt Du?“ fuhr Frau von Eschenhagen betroffen auf. „Kennst Du dies Leben etwa?“

„Benigstens theilweise, Falkenried steht mir denn doch zu nahe, als daß ich nicht hätte nachforschen sollen, was aus seinem Sohne geworden ist. Selbstverständlich schwieg ich darüber gegen ihn und auch gegen Dich, aber sobald ich damals auf meinen Posten zurückgekehrt war, benutzte ich unsere diplomatischen Verbindungen, die ja überall hinreichen, um Nachrichten einzuziehen.“

„Aun, und was erühest Du?“

„Im Grunde nur das, was sich voraussehen ließ. Zalka hatte sich mit ihrem Sohne zunächst nach ihrer Heimath gewendet. Du weißt ja, daß ihr Stiefvater, unser Vetter Wallmoden, bereits todt war, als sie nach der Scheidung zu ihrer damals noch lebenden Mutter zurückkehrte. Seitdem wurden die Beziehungen unseinerseits abgebrochen, jetzt aber erfahre ich, daß sie kurz vor ihrem Wiederauftauchen in Deutschland in Besitz der Rojanowischen Güter gelangt war.“

„Zalka? Hatte sie nicht einen Bruder?“

„Allerdings, und er war auch etwa zehn Jahre lang Herr der Güter, aber er starb unvermählt und plötzlich durch einen Unfall auf der Jagd, und da die zweite Ehe der Mutter kinderlos geblieben war, so trat Zalka allein die Erbschaft an — wenigstens dem Namen nach, denn bei dieser verlotterten Bojarenwirthschaft gehörte natürlich das Meiste den Buchverern. Gleichviel, sie fühlte sich als Herrin und plante nun jenen Gewaltstreich, mit dem sie ihren Sohn an sich riß. Einige Jahre wurde dann noch das alte, wilde Leben auf den Gütern fortgesetzt und unsinnig weiter gewirthschaftet, dann brach die Herrlichkeit zusammen. Es kam zum Bankrott und Mutter und Sohn gingen wie ein paar Zigeuner in die weite Welt hinaus!“

Wallmoden berichtete das alles mit derselben kalten Verachtung, die er vorhin Hartmut gegenüber gezeigt hatte, und auch in den Zügen seiner Schwester malte sich der Abscheu, den die pflichttreue, sittenstrenge Frau vor einem derartigen Treiben empfand. Trotzdem verrieth sich eine unwillkürliche Theilnahme in ihrer Stimme, als sie fragte:

„Und seitdem hast Du nichts wieder von ihnen gehört?“

„Doch, noch einige Male! Als ich bei der Gesandtschaft in Florenz war, leitete mich ihr Name, der zufällig genannt wurde, auf die Spur; sie waren damals in Rom, einige Jahre später tauchten sie in Paris wieder auf, und von dort erhielt ich auch die Nachricht von dem Tode der Frau Zalka Rojanow.“

„Also sie ist todt!“ sagte Regine leise. „Wovon mögen sie denn gelebt haben in all den Jahren?“

Wallmoden zuckte die Achseln.

„Wovon leben all die Abenteurer, die umstet durch die Welt ziehen! Vielleicht hatten sie noch etwas gerettet aus dem Schiffbruch, vielleicht auch nicht, jedenfalls verkehrten sie in den Salons von Rom und Paris. Eine Frau wie Zalka findet ja überall Hilfsquellen und — Protektion. Als Bojarentochter führte sie den Adelsstil, und die rumänischen Güter, von deren Zwangsverkauf man schwerlich wußte, mögen wohl ihre Rolle gespielt haben bei diesem Auftreten. Die Gesellschaft öffnet sich nur zu bereitwillig solchen Elementen, sobald sie sich äußerlich zu behaupten wissen, und das scheint der Fall gewesen zu sein. Durch welche Mittel — das ist freilich eine andere Frage.“

„Aber Hartmut, den sie gewaltsam mit hineinriß in dies Leben! Was mag aus ihm geworden sein?“

„Ein Abenteurer — was sonst!“ sagte der Gesandte mit vollster Härte. „Die Anlage dazu hatte er von jeher, in dieser Schule wird sie sich wohl entwickelt haben. Seit dem Tode seiner Mutter, der vor drei Jahren erfolgte, hörte ich nichts weiter von ihm.“

„Und mir machtest Du ein Geheimniß aus dem allem?“ fragte Regine vorwurfsvoll.

„Ich wollte Dich schonen, Du hattest diesen Nubel, den Hartmut, nur allzusehr ins Herz geschlossen und überdies fürchtete ich, Du könntest Dich Falkenried gegenüber zu irgend einer Andeutung hinreißen lassen.“

„Das war eine unnöthige Sorge. Ich habe es nur ein einziges Mal gewagt, von der Vergangenheit zu sprechen, ich hoffte, die starre Eiskrinde zu durchbrechen, mit der er sich auch mir gegenüber umgab. Er sah mich nur an — ich werde den Blick nicht vergessen — und sagte mit einem geradezu fürchtbaren Ausdrück: Mein Sohn ist todt, das wissen Sie ja, Regine, lassen Sie die Todten ruhen! Ich nenne den Namen sicher nicht wieder vor ihm.“

„So brauche ich Dir nicht erst Schweigen zu empfehlen, wenn Du nach Hans zurückkehrst,“ entgegnete Wallmoden. „Du solltest aber auch Willibald nichts von diesem Zusammenstoßen mittheilen, seine Gutmüthigkeit könnte ihm doch einen Streich spielen, wenn er weiß, daß der einstige Jugendfreund in seiner Nähe ist; es ist besser, er erfährt nichts davon. Ich werde bei einer immerhin möglichen zweiten Begegnung diesen Herrn einfach ignoriren

und Adelheid kennt ihn ja überhaupt nicht, sie weiß nicht einmal, daß Falkenried einen Sohn gehabt hat.“

Er brach ab und erhob sich, denn soeben trat die junge Frau mit ihrem Begleiter aus dem Thurm. Man begrüßte sich, erneuerte die Bekanntschaft von vorgestern, und Fürst Adelsberg erkundigte sich ganz harmlos, ob sein Freund Rojanow, dessen Verschwinden er sich nicht erklären konnte, hier vorübergekommen sei.

Ein Blick Wallmodens warnte seine Schwester, die diesmal auch der Ueberraschung stand hielt; er selbst bedauerte höflich, den betreffenden Herrn nicht gesehen zu haben, und erklärte zugleich, er sei im Begriff, mit seinen Damen aufzubrechen, und habe nur auf die Rückkehr seiner Frau gewartet. Der Beicht zum Anspannen wurde auch sofort gegeben, Egon leistete den Herrschaften bis zur Abfahrt Gesellschaft und begleitete sie an den Wagen. Mit einer tiefen Verbeugung verabchiedete er sich von dem Gesandten und seiner Gemahlin, aber er blickte noch minutenlang dem davonrollenden Wagen nach.

In dem Gastzimmer des Wirthshauses, wo sich sonst niemand befand, stand Hartmut am Fenster und sah gleichfalls der Abfahrt zu. Auf seinem Gesicht lag wieder dieselbe fahle Blässe wie damals, als er zuerst den Namen Wallmoden hörte, aber jetzt war es die Blässe eines wilden Jornes, der ihn fast erschützte.

Er war auf Fragen und Vorwürfe gefaßt gewesen, die er freilich hochmüthig abweisen wollte, und begegnete statt dessen einer Nichtachtung, die seinen Stolz tödlich verletzte. Die schroffe Mahnung Wallmodens an seine Schwester: „Wir kennen ihn nicht! Muß ich Dir das erst sagen?“ hatte sein ganzes Wesen in Aufruhr gebracht, er fühlte das vernichtende Urtheil, das darin lag. Und auch die Frau, die ihm stets eine mütterliche Liebe bewiesen hatte, auch Regine von Eichenhagen stimmte bei und wandte ihm den Rücken wie einem Menschen, den man sich schämt, einst gekannt zu haben — das war zu viel!

„Nun, da bist Du endlich!“ Klang Egons Stimme von der Thür her. „Du warst ja wie vom Erdboden verschwunden! Hat sich die unglückliche Brieftasche denn nun endlich gefunden?“

Rojanow wandte sich um, er mußte sich erst auf den Vorwand besinnen, den er gebraucht hatte.

„Zawohl,“ antwortete er zerkent, „sie lag auf der Wendeltreppe.“

„Nun, dann würde sie wohl auch der Thurmwächter gefunden haben. Warum bist Du denn nicht zurückgekommen? Recht artig, Frau von Wallmoden und mich so ohne weiteres im Stich zu lassen! Du hast Dich bei der Dame nicht einmal empfohlen, die allerhöchste Ungnade ist Dir gewiß.“

„Ich werde dies Unglück zu tragen wissen,“ sagte Hartmut achselzuckend; der junge Fürst kam näher und legte wacker die Hand auf seine Schulter.

„So? Vermuthlich, weil Du vorgestern schon in Ungnade gefallen bist. Es ist doch sonst Deine Art nicht, davonzulassen, wenn es die Unterhaltung mit einer schönen Frau gilt. O, ich weiß bereits Bescheid, Ihre Exzellenz haben geruht, Dir den Text zu lesen bei Deinen beliebigen Ausfällen auf Deutschland, und der verwöhnte Herr hat das übelgenommen. Nun, von solchen Lippen kann man sich immerhin die Wahrheit sagen lassen.“

„Du scheinst ja ganz hingerissen zu sein,“ spottete Hartmut. „Nimm Dich in acht, daß der Herr Gemahl nicht eifersüchtig wird, trotz seiner Jahre!“

„Ja, es ist ein seltsames Paar,“ sagte Egon halbblau wie in Gedanken verloren. „Dieser alte Diplomat, mit seinen grauen Haaren und seinem kalten, unbewegten Gesicht, und diese junge Frau, mit ihrer strahlenden Schönheit wie —“

„Ein Nordlicht, das aus einem Eismeer aufsteigt! Es ist nur noch die Frage, wer von den beiden tiefer unter dem Gefrierpunkte steht!“

Der junge Fürst lachte laut auf bei dem Vergleich.

„Sehr poetisch und sehr boshaft! Uebrigens hast Du nicht ganz unrecht, ich habe auch etwas von diesem Polarhauch gespürt, der mich einige Male sehr erkältend anwehte, und das ist ein Glück, denn sonst würde ich mich rettungslos in die schöne Exzellenz verlieben. — Aber ich denke, wir drehen jetzt auch auf, meinst Du nicht?“

Er ging nach der Thür, um den Diener herbeizurufen. Hartmut, im Begriff, ihm zu folgen, warf noch einen Blick hinaus, wo an einer freien Stelle des Weges der Wagen des



Kaiser Neros Tod.

Nach dem preisgekrönten Bilde von G. Kaempfer.

Gesandten wieder sichtbar wurde, und seine Hand ballte sich unwillkürlich.

„Wir sprechen uns noch, Herr von Wallmoden!“ murmelte er. „Jetzt werde ich bleiben! Er soll nicht glauben, daß ich seine Nähe fliehe, jetzt werde ich mich von Egon einführen lassen und alles dran setzen, daß mein Werk einen Erfolg erlingt. Wir wollen doch sehen, ob er es dann noch wagt, mich wie den ersten besten Abenteuerer zu behandeln. Er soll mir diesen Blick und diesen Ton bezahlen!“

In Fürstenstein rüstete man sich zu dem Empfange des Hofes. Es handelte sich diesmal nicht um einen kurzen Jagdausflug, sondern um einen Herbstaufenthalt, der mehrere Wochen dauern sollte und zu dem auch die Herzogin erwartet wurde. Die oberen Stockwerke des Schlosses mit ihren zahlreichen Räumen wurden gelüftet und in stand gesetzt, ein Theil der Hofbeamten und der Dienerschaft war bereits eingetroffen und in Waldhofen traf man feistliche Aufstellungen für die Ankunft des Landesherren, der auf seiner Fahrt durch das Städtchen kommen mußte.

Auch der Aufenthalt Wallmodens, der unter anderen Umständen nur ein sehr kurzer gewesen wäre, verlängerte sich dadurch. Der Herzog, der den Gesandten in jeder Weise auszeichnete, hatte erfahren, daß dieser zu einem Familienfeste nach Fürstenstein reiste, und den bestimmten Wunsch ausgesprochen, ihn und seine Gemahlin noch dort zu finden. Das war so viel als eine Einladung, der man nachkommen mußte; Frau von Eichenhagen mit ihrem Sohne wollte gleichfalls noch bleiben, um sich die „Hofgeschichte einmal in der Nähe anzusehen“, und der Oberforstmeister, der mit den voraussichtlich stattfindenden großen Jagden Ehre einlegen wollte, hatte täglich Beratungen mit seinen Ober- und Unterförstern und brachte das ganze Forstpersonal auf die Beine. Es herrschte jetzt schon ein ungewöhnlich reges Leben in dem Schlosse.

Aus dem Zimmer des Fräulein von Schönau klang lustiges Gepläuder und helles, übermüthiges Lachen. Marietta Volkmar war auf ein Pflaundersbüschchen zu der Jugendfreundin gekommen und fand wie gewöhnlich des Lachens und Erzählens kein Ende.

Toni saß am Fenster und neben ihr stand Willibald, der auf Befehl seiner Mutter hier die Rolle einer Schildwache spielen mußte.

Frau von Eichenhagen hatte vorläufig ihren Willen noch nicht durchgesetzt, ihr Schwager war hartnäckig geblieben und auch bei der künftigen Schwiegertochter, die sich sonst so fügsam zeigte, stieß sie auf unerwarteten Widerstand, als sie den Abbruch jenes Verkehrs forderte. „Ich kann nicht, liebe Tante,“ hatte Toni geantwortet. „Marietta ist so lieb und brav, ich kann sie wirklich nicht so bitter kränken.“

Lieb und brav! Frau Regine zuckte die Achseln über diese Unerfahrenheit des jungen Mädchens, dem sie nicht die Augen öffnen mochte; aber sie fühlte sich verpflichtet, einzugreifen, und beschloß nunmehr, in diplomatischer Weise vorzugehen.

Willibald, gewohnt, seiner Mutter alles zu beichten, hatte ihr auch seine Begegnung mit der jungen Sängerin haarlein berichtet, und Frau von Eichenhagen war natürlich außer sich darüber gewesen, daß der Majoratsherr von Burgsdorf einer „Theaterprinzessin“ den Koffer nachgetragen hatte. Dagegen nahm sie die Schilderung seines Entsetzens, als er erfuhr, weß Geistes Kind diese Dame eigentlich sei, und seines Davontretens mit höchstem Wohlgefallen entgegen und fand es auch nur lobenswerth, daß er sich anfangs förmlich angstvoll gegen die ihm angekommene Aufpasserrolle sträubte. Er scheute natürlich jede Berührung mit einer solchen Person. Da seine Mutter es aber unter ihrer Würde hielt, diesen Zusammenkünften beizuwohnen, so sollte er seine Braut beschützen.

Er erhielt gemessenen Befehl, die jungen Mädchen nie allein zu lassen und ausführlich zu berichten, wie diese Marietta sich denn eigentlich benehme. Bei dem ersten derartigen Berichte, der sicher haarsträubend ausfiel, wollte Frau Regine ihrem Schwager zu Gemüth führen, welchem leichtsinnigen Umgange er sein Kind preisgegeben hatte, wollte ihren Sohn als Zeugen anrufen und dann gebieterisch den Abbruch dieser Beziehungen verlangen. Willibald hatte sich denn auch gefügt, er war dabei gewesen, als Fräulein Volkmar das erste Mal nach Fürstenstein kam, hatte seine Braut bei dem Gegenbesuche in Waldhofen begleitet und stand auch heute wieder auf Posten. (Fortsetzung folgt.)

Die Erforschung der Meere.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

4. Die deutsche Plankton-Expedition.

Wir haben am Schluß unseres vorhergehenden Artikels* das offene Meer mit der Steppe verglichen, auf welcher allerlei Thiere in Scharen von Weide zu Weide ziehen. Schon die frühere Forschung hat uns interessante Einblicke in die Lebensgeheimnisse der Meeresthierwelt enthüllt. Auf der Hochsee begegneten wir neben den Fischen auch zahllosen winzigen Geschöpfen, wir möchten nur an die Foraminiferen, Radiolarien und namentlich die winzigen Algen erinnern. Die letzteren bedecken oft große Strecken des Meeres, und so sahen z. B. die Naturforscher des „Challenger“ auf ihrer Fahrt tagelang solche Anhäufungen von Diatomeen, wahre Algenwiesen, die gleich Sumpfen rochen. Diese Pflänzchen, diese winzigen Thiere, selbst viele von einer Größe, die man noch ganz gut mit unbewaffnetem Auge unterscheiden kann, können gegen die Gewalt der Wogen nicht ankämpfen, sie müssen willentlos den Meeresströmungen folgen, sind ein Spiel von Wind und Wellen, und Professor Viktor Hensen hat diese Gesamtmasse der Organismen mit dem Namen „Plankton“ bezeichnet, sie bilden den „Auftrieb“ des Meeres, von dem sie umhergeworfen werden, wie der vielgewanderte Odysseus, der gleichfalls so sehr „umhergetrieben“ wurde, wie Homer von ihm singt.

Keine der Expeditionen zur Erforschung der Meere, die wir bis jetzt erwähnt haben, hat sich eingehender mit diesem Plankton beschäftigt, ja es fehlten sogar der Wissenschaft Mittel, um ein genaueres Beobachten dieser winzigen Wesen zu ermöglichen, in wie weit dieselben in dem großen Haushalt des Meeres in Frage kommen. Niemand wagte sich an die schwierige Aufgabe, den Auftrieb des Meeres zu zählen und aus den gewonnenen Zahlen untrügliche Schlüsse zu ziehen; auf den ersten Blick mochte auch

ein derartiges Unterfangen ebenso mühsam erscheinen, wie wenn man den Sand am Meeresufer hätte zählen wollen.

Dem Scharfsinn und der Ausdauer eines deutschen Forschers ist es gelungen, diese Aufgabe zu lösen, und seine Mühe wurde aufs reichlichste belohnt, indem seine Planktonstudien der Wissenschaft neue Bahnen eröffneten. Dieser Begründer des neuen Forschungszweiges ist Prof. Viktor Hensen in Kiel.

Zunächst erfaß er ein Netz, mit dem er diese zumieist unsichtbaren Wesen fangen konnte: das „Planktonnetz“, welches aus drei Theilen besteht. Oben ist ein Trichter aus undurchlässigem Zeug angebracht, durch welchen das Wasser in das eigentliche Netz gelangt. Dieses ist aus Mülleergaze Nr. 20 gearbeitet, einem feinen Seidengewebe, dessen Maschen nur 0,05 mm weit sind und nur den allerkleinsten Organismen, wie den Bakterien, freien Durchgang gestatten. Unter diesem Netze befindet sich endlich ein Eimer, dessen untere Wandungen gleichfalls aus Mülleergaze Nr. 20 hergestellt sind. Das Wasser, welches das Netz durchlaufen hat, gelangt in den Eimer. Das Planktonnetz ist nicht groß; seine obere Oeffnung beträgt nur 0,1 qm.

Mit diesem Netze wird in folgender Weise „gefischt“: man senkt es in die Tiefe hinab — wir wollen annehmen 20 m tief. Hierauf wird es langsam heraufgezogen. Was nun vorgehen muß, ist klar. Die ganze Wassersäule, die sich über der Netzöffnung befindet, sicker durch das Netz hindurch, sie wird bei dem langsamen Heraufziehen förmlich filtrirt; die kleinen Organismen bleiben auf dem Filter, d. h. im Netze, zurück und selbst diejenigen, welche durch die engen Maschen des Netzes hindurchgeschlüpft sein sollten, werden von dem zweiten Filter des Eimers festgehalten. Ist das Netz wieder an die Oberfläche gelangt, so wird der Inhalt durch einen kräftigen Wasserstrahl in den Eimer ausgespißt und

* Siehe Nr. 6 dieses Jahrgangs.

dann das Plankton in einen Glaszylinder gegossen, wo es sich am Boden sammelt.

Wir haben bei unserem Versuch mit 20 m Tiefe eine Wasserfäule filtrirt, die 20 m hoch ist und eine Grundfläche von 0,1 qm besitzt — in dieser Säule sind 2 cbm Wasser enthalten; die Erfahrung hat jedoch gelehrt, daß beim Herausziehen des Netzes 10 Prozent dieser Wassermasse seitlich abfließen, ohne filtrirt zu werden; wir haben somit in dem Glaszylinder diejenige Menge des Planktons gesammelt, welche in 1,8 cbm Wasser enthalten ist; wir können sie zählen, wie man die Blutkörperchen unter dem Mikroskope zählt, und daraus den Reichthum bestimmter Meeresgebiete an diesen winzigen Organismen berechnen.

Prof. Hensen hat zuerst seine Planktonstudien in der Ostsee gemacht. Hier als Beispiel die Aufzählung dessen, was man einmal in 1,8 cbm Ostseewasser gefunden. Es befanden sich darin gegen 5 700 000 große und kleine Organismen. Die Hauptmasse bildeten die Algen, an Peridoneen befanden sich in dieser Wassermenge fast 5 Millionen, an Diatomeen 630 000 Stück; dann waren kleine Krebschen, Copepoden oder Ruderfüßler, in der beträchtlichen Zahl von 80 000 Individuen vorhanden, der Rest von 10 000 Stück vertheilte sich auf verschiedene andere Thierarten.

Was lehren uns diese Zahlen? Sehr viel; denn sie zwingen uns, unsere alte Anschauung über das Meer von Grund aus zu wechseln. Die Salzfluth galt uns immer als etwas Unfruchtbares, und wie sehr thaten wir ihr Unrecht! Vergleichen wir sie mit den Wiesen des Festlandes, welche zahllosen Herden Nahrung bieten! Ein Quadratmeter Wiesenland erzeugt im Durchschnitt 179 g Heu. Denken wir uns nun die Meeresfläche bis zu 50 m Tiefe gleichfalls als ein Wiesenland und fragen, wie viel Heu, d. h. trockene organische Substanz, die auf dieser Wiese lebenden winzigen Pflänzchen des Planktons liefern! Die Forscher geben uns in betreff der Ostsee die Antwort, daß 1 Quadratmeter derselben 150 g dieser Substanz liefert; somit erzeugt die oberste Fläche des Meeres beinahe ebensoviel an pflanzlicher Nahrung wie unsere Wiesen und sicher mehr als die dürren Hochebenen Tibets, in denen so große Herden von wilden Yaks, wilden Kulanzperden und Antilopen gedeihen.

So erscheint uns an der Hand dieser Zahlen das Meer keineswegs als die unfruchtbare Salzfluth; vor unseren geistigen Augen enthüllt es sich als eine grüne Fläche, auf welcher die pflanzenfressenden Seethiere reichliche Nahrung finden können, in der sie wirklich weiden wie die Büffel und Antilopen auf der Steppenflur! Und wie auf den Festlandswiesen der Graswuchs mit den Jahreszeiten wechselt, so scheint auch der Reichthum der winzigen Pflänzchen in dem Meere Schwankungen unterworfen zu sein, scheint auch hier ein Aufblühen und Verwelken zu herrschen. Wir stehen erst am Anfang dieser Forschung, aber wir können bereits auf deren hohe Bedeutung hinweisen. Von den Algen nähren sich manche Fische, wie z. B. die Sardinen, von ihnen leben auch die frei umher schwimmenden Copepoden, welche oft in großen Massen das Meer bedecken und wieder von den Häringen verzehrt werden. Daraus erhellt die Bedeutung des Planktons in dem Haushalt des Meeres und vor allem die Bedeutung desselben für die Ernährung der Nahrungsfische. In den pflanzlichen Bestandtheilen des Planktons haben wir die „Nahrung“ aller Seethiere vor uns; denn nur die grüne Pflanzenzelle vermag aus anorganischen Stoffen organische zu erzeugen, und die großen Algen und Tange, die an den Küsten wachsen, liefern nicht genug Nahrung, um die ungeheuren Bedürfnisse aller Seethiere zu decken. Sicher erhalten auch die Thiere der Tiefsee einen Theil ihrer Nahrung aus den oberen durchleuchteten Räumen, in welchen Pflanzen noch gedeihen.

Diese Beispiele mögen genügen, um dem Leser die Natur und die hohe Bedeutung der Planktonforschung verständlich zu machen. Ihr Begründer, Prof. Hensen, konnte bis vor kurzem nur die deutschen Meere, die Ostsee und die Nordsee, untersuchen, für die Wissenschaft war es aber dringend wünschenswerth, diese Forschungen auch auf andere Meere, namentlich aber auf den freien Ocean auszudehnen. Ein deutscher Forscher hatte in der Meereskunde eine neue Bahn eröffnet, die erste größere Expedition, welche zur Erforschung des Planktons in den Ocean hinaussteuerte, sollte auch eine deutsche sein. Dank dem Entgegenkommen des deutschen Kaisers wurden aus verschiedenen Fonds die Mittel gewährt, welche eine Forschungsfahrt nach dem Atlantischen Ocean ermöglichten,

und unter der Leitung Viktor Hensens fand im vorigen Sommer die „deutsche Plankton-Expedition“ auf dem Dampfer „National“ statt. Als Zoologen schlossen sich der Expedition Prof. Brandt und Dr. Dahl an, als Botaniker wurde Dr. Schütt gewählt; Prof. Krümmel übernahm den Theil der Aufgaben, die sich auf die Physik des Meeres bezogen, während Prof. Dr. Fischer als Arzt der Expedition sich mit Untersuchung der noch äußerst wenig bekannten Batterien des Meeres beschäftigte.

Mitte Juli begann die Fahrt, über deren äußeren Verlauf die Tageszeitungen ausführlich berichtet haben. Die Reise an und für sich war eine merkwürdige. Der „National“ wandte sich zunächst nach Norden, wo er die Grenze des Treibeises erreichte und wo Eisberge in Sicht kamen; dann steuerte er durch die Nebel der Newfoundlandbank nach dem Golfstrom, bei welcher Gelegenheit die Forscher in 24 Stunden aus dem Winter in den vollen heißen Sommer gelangten, fliegende Fische, weiße Tropfvögel, treibende Bündel des Sargassotanges, belebt mit den ihm eigenthümlichen Krebsen und Fischen, erblickten. Von den Bermudainseln kreuzten sie dann das Sargassomeer, besuchten die Kaperwälder Inseln und dampften nach der einsamen Insel Ascension, die wie ein Schiff vor Anker im Ocean liegt. Von Para an der brasilianischen Küste wollten sie in den Amazonenstrom eindringen, um auch das Plankton eines tropischen Meereslaufes zu untersuchen. Die unzuverlässigen Vögel setzten jedoch den Dampfer wiederholt auf eine Sandbank, so daß dieser Theil des Programms unausgeführt bleiben mußte. Anfang November kehrte die Expedition nach Kiel zurück; hier aber können die gelehrten Mitglieder noch nicht auf ihren Vorbeeren ausruhen, im Gegentheil, daheim beginnt erst für sie die langwierigste Arbeit.

Die Bestimmung und Zählung eines Fanges mit dem Planktonnetz ist mühseliger, als viele von unseren Lesern denken dürften. In der Ostsee ist das Plankton ziemlich gleichmäßig zusammengesetzt, und dennoch erfordert die Auszählung eines Fanges 8 Tage, den Tag zu 8 Arbeitsstunden berechnet. Im Ocean ist der Reichthum des Planktons an Arten größer und das erschwert derart die Arbeit, daß bei jedem Oceanaufgang etwa 14 Tage zum Auszählen nöthig sein werden. Die Expedition hat nun 140 Planktonfänge gemacht, und so wird es noch lange dauern, bis das mitgebrachte, konservirte Material genau bestimmt sein wird, bis die vollen Ergebnisse vorliegen werden. Aber schon heute ist es möglich, einige Ergebnisse der Expedition nach den Berichten, welche Prof. Krümmel und Prof. Brandt in der „Gesellschaft für Erdkunde“ in Berlin abgestattet haben, mitzutheilen.

Man war von der Vermuthung ausgegangen, daß sich überall auf hoher See eine aus kleinsten Thieren und Pflanzen bestehende treibende Masse vorfinden müsse, welche gleichmäßig genug vertheilt sei, um zu gestatten, daß aus wenigen Fängen ein Rückschluß auf den belebten Inhalt weiter Meeresstrecken gemacht werde. Diese Vermuthung hat sich für die von dem „National“ durchlaufene Strecke von 28 900 km als richtig erwiesen, sie dürfte daher auch für die Meeresflächen der ganzen Erde richtig sein. Aus den Fängen läßt sich schon heute nach oberflächlicher Schätzung bestimmen, daß der Ocean, was die Masse anbelangt, verhältnismäßig weniger Plankton enthält als die Ostsee; es konnte auch bereits festgestellt werden, daß die nördlichen Theile des Atlantischen Oceans reicher an Plankton sind als die südlichen, während man doch zu der Annahme geneigt war, daß gerade die Fülle von Wärme und Licht unter den Tropen ein reicheres Thier- und Pflanzenleben in der Salzfluth erzeugen müsse.

Aber auch nach anderen Richtungen hin führte die Expedition zu wichtigen Beobachtungen.

Auf Grund des Berichtes von Prof. Krümmel können wir unsere früheren Mittheilungen über die Durchsichtigkeit des Meereswassers (vergl. den 2. Artikel in Nr. 5) erweitern. Zur Messung derselben wurde u. a. eine große Segeltuchscheibe in die Tiefe versenkt, und die Anwendung derselben förderte in der Sargassosee ein überraschendes Ergebnis zu Tage. Die Sargassosee war arm an Thieren. „Dagegen bewunderten wir“, berichtet Prof. Krümmel, „das unvergleichlich transparente Blau und die erstaunliche Durchsichtigkeit des Wassers, in welchem die Planktonmenge immer in 40 m, die große Segeltuchscheibe einmal in 58 m Tiefe, das andere Mal in 66 m Tiefe gesehen wurden.“ Das ist die größte bekannte Sichtigkeit der Meere.

Sehr wichtig waren ferner die Ergebnisse, welche das Schließnetz lieferte. Die Netze der früheren größeren Expeditionen zur Erforschung der Meere hatten keine Schließvorrichtung, sie wurden offen hinabgelassen und offen heraufgezogen. Bei dieser Art des Fanges war die Bestimmung der Tiefe, in welcher die frei umherschwimmenden Thiere gefangen wurden, eine mißliche. Wenn z. B. das Netz aus einer Tiefe von 1500 m heraufgeholt wurde, so brauchten die Thiere, die in demselben sich gefangen hatten, durchaus nicht aus dieser Tiefe zu stammen; sie konnten auch unterwegs, in höheren Schichten, in das Netz gelangt sein. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, hat man Netze erfunden, die wie eine Reife-tasche geschlossen hinabgelassen werden, beim Heraufziehen aber sich selbstthätig öffnen und nach Durchlaufen einer gewissen Strecke wieder selbstthätig schließen. Mit diesen Netzen kann man also beliebige Wasserschichten zwischen dem Meeresboden und der Oberfläche abfischen und mit Sicherheit behaupten: der Fang stammt aus dieser oder jener Tiefe, z. B. aus der Wasserschicht von 3500 bis 2000 m Tiefe. Dieses Schließnetz, welches v. Peterlin, der frühere Ingenieur der deutschen zoologischen Station in Neapel, erfunden hat und welches von Prof. Chun in Königsberg und Prof. Hensen vervollkommenet wurde, kam auch bei der deutschen Planktonexpedition zur Anwendung.

Die Schließnetzjüge bestätigten zunächst die Annahme, daß das Leben vorzüglich an der Oberfläche und am Grunde des Meeres vertreten ist, während die dazwischen liegenden Schichten arm an Thieren sind. Fünf Schließnetzjüge aus 3500 bis 2000 m Tiefe ergaben von Thieren, die man mit bloßen Augen sehen konnte, nur zwei Arten: einige Copepoden und Pöadarian (Strahlenthiere).

In einer Beziehung aber war das Ergebnis des Schließnetzes durchaus unerwartet: aus 2200 bis 1000 m Tiefe wurden mit ihm einmal zahlreiche lebende Exemplare einer winzigen Meeresalge *Halosphaera viridis* heraufgeholt, während man doch nach dem Aussprüche der Naturforscher des „Challenger“ in etwa 350 m Tiefe die äußerste Grenze der Pflanzenverbreitung im Meere gefunden zu haben glaubte!

Der Hauptnachdruck war jedoch bei dieser Expedition auf die Planktonforschung gelegt. Täglich zweimal wurde das Planktonnetz in Tiefen von 200 bis 400 m ausgeworfen; dabei mußten noch andere für die Planktonerscheinungen wichtige Beobachtungen angestellt werden; es wurde die Temperatur des Wassers gemessen, man entnahm Wasserproben, um den Salzgehalt des See-

wassers zu bestimmen, man suchte die Richtung der Meeresströmung und die des Windes festzustellen; denn das Plankton ist ja ein Spiel von Wind und Wellen!

Da gab es genug zu thun, um diesen wichtigsten Punkt der gestellten Aufgabe zu erfüllen, und so mußten die Forscher, wenn auch mit schwerem Herzen, auf die Untersuchung anderer Fragen verzichten. So kamen die Lothungen und die Tiefseeforschung sehr kurz weg; denn es fehlte an Zeit und auf dem kleinen Schiffe auch an helfenden Händen, um größere Maschinen und größere Netze zu handhaben. Das Schiff war ja nur für dreieinhalb bis vier Monate gemiethet; weiter reichten die Mittel nicht, und so war die Planktonfahrt des „National“ ein hastiger Nekognoscirungszug. Aber die in so kurzer Zeit gewonnenen Ergebnisse sind wirklich hervorragend. Die letzte deutsche Expedition zur Erforschung der Meere ist keine slavische Nachahmung der amerikanischen, englischen und französischen Expeditionen gewesen. Auf ihr ihr ganz neue Bahnen eingeschlagen worden, welche über die meisten Fragen, die das Leben im Meere betreffen, ein neues Licht verbreiten. Das unermeßliche Leben, welches sichtbar und unsichtbar alle Meeresräume durchdringt, erscheint uns als ein organisches Ganzes, Tausende, Millionen Fäden verknüpfen, wie uns die Planktonforschung zeigt, die stumme Tiefsee mit der rauschenden Hochsee. Die engen Grenzen, welche noch vor Jahren der Verbreitung der Pflanzen in Meerestiefen gezogen wurden, scheinen erweitert; ebenso ist der durchleuchtete Raum der Meeresabgründe als bedeutend größer erkannt worden.

Sollen wir uns mit diesen ersten Erfolgen befriedigt erklären und auf weitere Arbeit verzichten? Das würde einer großen Nation nicht würdig sein. England rüstete auf die Versuchsfahrten des „Lightning“ und „Porcupine“ die große „Challenger“-Expedition aus, Frankreich ließ auf die Fahrten des „Travailleur“ das Kriegsschiff „Talisman“ auf wissenschaftliche Eroberungen auslaufen. Es ist eine Ehrenpflicht der deutschen Nation, die von deutschen Forschern in neue Bahnen gelenkte Meeresforschung kräftig zu fördern; wie vor Jahren die „Gazelle“, so sollte auch in nächster Zeit ein deutsches Kriegsschiff für eine entsprechend lange Zeit in den Dienst der Wissenschaft gestellt werden. Dank der wohlwollenden Gesinnung unseres Kaisers ist die erste „Plankton-Expedition“ möglich geworden; hoffen wir, daß die Reichsbehörden für den weiteren Ausbau dieser Forschung sorgen werden, die in der Geschichte der Wissenschaft für alle Zeiten eine ruhmreiche Stelle einnehmen wird.

C. Falkenhorst.

Von den Schußwunden in künftigen Kriegen.

Der künftige Krieg! Wie ein Gespenst schwebt sein düsteres Bild über den Friedenswerken der Völker, und alle Menschenfreunde wünschen, daß sein Ausbruch in unabsehbare Fernen hinausgeschoben werden möchte! Gottlob, er steht nicht drohend vor unserer Thür; es ist den Völkern noch eine Frist gewährt, im aufbauenden friedlichen Wettstreit ihre Kräfte einzusetzen. Unermüdet regen sich aber unzählige Hände, um die Rüstung der Nation zu schmieden, damit wir in der Stunde der Gefahr wohl gewappnet auf dem Kampfplatze erscheinen; unermüdet sinnen der menschliche Geist nach neuen Mitteln, mit welchen er die Schlagfertigkeit der Truppen erhöhen könnte, und wie in den Werken der Kunst, Wissenschaft und des Gewerbes, so feiert auch auf dem Gebiete des Kriegshandwerks der Scharfsinn der Erfinder seine Triumphe.

Neue, bessere Waffen tauchen von Jahr zu Jahr auf; ein Staat überbietet den anderen, und wir sind endlich soweit gelangt, daß der künftige Krieg eine andere Taktik erfordert wird, daß die künftigen Schlachten ein neues, von den alten verschiedenes Bild bieten werden. Man hat vielfach versucht, diese schreckensvollen Zukunftsbilder auszumalen. Ueber den Schlachtfeldern werden die dichten Rauchwolken nicht mehr lagern, der Donner der Geschütze und das laute Knattern des Gewehrfeuers werden nicht mehr die Luft erzittern lassen; denn das neue „rauchfreie“ Pulver erzeugt nur wenig Rauch und macht wenig Lärm; aber in dieser reineren, stilleren Luft wird nach wie vor das Verderben haften, der Tod seine Ernte halten, und wir fragen ernst, in welchem Maße?

Die Fußtruppen entscheiden in den Schlachten der Neuzeit, und sie werden mit neuen Waffen auf dem nächsten Kampfplatze

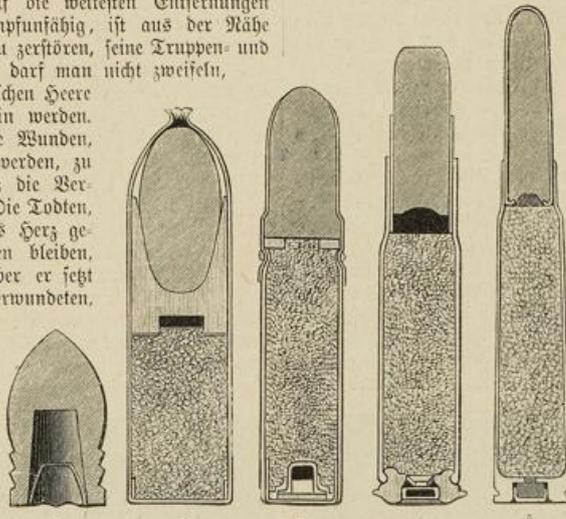
erscheinen. Die verheerenden Wirkungen der bisherigen Hinterladergewehre werden durch das rasche Feuer der Magazingewehre erhöht werden, doch das ist nur eine der Neuerungen an den Handfeuerwaffen. Durch Verkleinerung des Kalibers und durch Umkleidung des Geschosbleikerns mit einem widerstandsfähigen Metallmantel sind dieselben an und für sich wirksamer geworden, und vielfache zuverlässige Versuche ergaben erstaunliche Proben dieser Wirksamkeit.

Das Kleinkalibergewehr ist in jeder Beziehung dem alten Gewehre überlegen. Es trägt weiter, trifft sicherer und das von ihm geschleuderte Geschos hat eine weit größere Durchschlagskraft. Auf dem Schlachtfelde äußert sich seine Wirkung wie folgt: ein und dasselbe Geschos dringt auf 100 m Entfernung abgefeuert durch 4 bis 5 Glieder einer Kompanie in Gefechtsformation, selbst wenn hierbei die stärksten Knochen des Körpers durchschossen werden, durchbohrt also 4 bis 5 hinter einander stehende Soldaten. Desgleichen werden auf die Entfernungen von 400 m 3 bis 4 Glieder, auf die Entfernungen von 800 bis 1200 m noch 2 bis 3 Glieder durchschossen. Und selbst bei diesen Widerständen bleibt das Geschos fast niemals in der Wunde stecken, ja bei den mit dem französischen Nebelgewehr angestellten Versuchen wurden Leichen sogar auf die Entfernung von 2000 m durchschossen; niemals blieb die Kugel im Körper stecken. Hölzerner Brustwehren, die bis jetzt noch gegen das Gewehrfeuer schützten, verlieren an ihrer Bedeutung; denn die Kleinkalibergeschos haben bei allen Holzarten eine fünf- bis sechsmal größere Durchschlagskraft; sie durchschlagen bei Nahschüssen Tannenholz in der Dicke von 110 cm, und selbst

Eisenplatten von 12 mm Stärke! So erfüllt das Kleinkalibergewehr in ungeahnter Weise die höchsten Anforderungen, die man an ein Kriegsgewehr stellt; es macht auf die weitesten Entfernungen Mann und Pferd des Feindes kampfunfähig, ist aus der Nähe selbst imstande, seine Lokomotiven zu zerstören, seine Truppen- und Proviantzüge lahmzulegen, und so darf man nicht zweifeln, daß in kürzester Zeit alle europäischen Heere mit diesem Gewehr ausgerüstet sein werden.

Der Arzt, der berufen ist, die Wunden, die in den Schlachten geschlagen werden, zu heilen, verfolgt mit eifrigem Fleiß die vervollkommnung der Feuerwaffen. Die Todten, die, wie man sagt, „mitten durchs Herz geschossen“ auf der Wahlstatt liegen bleiben, kann er nicht wieder erwecken; aber er setzt alle seine Kräfte ein, den Verwundeten, deren Zahl ja immer eine weit größere als die der Gefallenen ist, zu helfen. Dank den Fortschritten der Kriegschirurgie sind in dieser Hinsicht die Schrecken des Krieges vielfach gemildert worden. Der Arzt unterscheidet auch zwischen humanen und barbarischen Waffen und er erachtet es für seine Pflicht, gegen letztere Einsprache zu erheben, damit sie auf völkerrechtlichem Wege verboten werden, wie dies z. B. bei

auf einige der wichtigsten Punkte näher eingehen. — Fünf Jahrhunderte lang hatte man sich im Kriege damit begnügt, aus glatten Rohren Rundkugeln zu schleudern. Erst in der Mitte unseres Jahrhunderts führte man gezogene Gewehre und Spitzkugeln ein. Diese Spitzkugeln erhielten ein Kaliber von 17 bis 18 mm und ein Gewicht von 40 bis 50 g (Fig. 1). Dies war ein Fortschritt in der Kriegstechnik, denn die gezogenen Gewehre trugen weiter, die Treffsicherheit bei ihrem Gebrauche war größer und die Durchschlagskraft ihrer Geschosse eine bedeutendere. Als aber diese Gewehre als Minié-Gewehre zum erstenmal im Krimkriege verwendet wurden, da waren die Ärzte erstaunt über die erschreckende Wirkung der neuen Waffen: über die Ausdehnung und Schwere der Verwundungen, namentlich über den früher unehörten Umfang der Knochenzersplitterung. Mit der Zeit wurde das Kaliber der Infanteriewaffen herabgesetzt. Das Langblei des preussischen Zündnadelgewehres



Verschiedene Geschoskaliber.
Fig. 1. Minié. Fig. 2. Händmodell. Fig. 3. Chassepot. Fig. 4. Deutsches Infanterie-Gewehr 71. 84. Fig. 5. Weigliches Mannergewehr.

Explosionsgeschossen der Handfeuerwaffen seit mehr als zwanzig Jahren der Fall ist. Der Arzt unterscheidet zwischen leichter und schwerer heilenden Wunden, er weiß aus Erfahrung, daß die eine Waffenart diese, die andere jene erzeugt, und so prüft er auch die Wirkung der neuen Gewehre von seinem Standpunkte, ob sie dem Wunsch entsprechen, daß aus dem künftigen Kriege mehr geheilte Verwundete und unter den Geheilten weniger Krüppel sich befinden.

In diesem Sinne wurden die Kleinkalibergewehre von den Ärzten verschiedener Nationen geprüft und alle gelangten dabei zu der Ueberzeugung, daß die neue Infanteriewaffe humaner ist als die alten. Bei diesen Prüfungen wurden so wichtige Aufschlüsse über die Wirkung der Geschosse gewonnen, daß auch ein weiterer Leserkreis die Erörterung dieser Fragen mit Interesse verfolgen dürfte. Und so wollen wir an der Hand der Ausführungen, die Prof. Dr. Paul Bruns in Tübingen in seinem kürzlich erschienenen Werke „Die Geschoswirkung der neuen Kleinkaliber-Gewehre“ (Tübingen, Verlag der Laupp'schen Buchhandlung) gegeben hat,

(vergl. die Patrone Fig. 2) befaß ein Kaliber von 13,6 mm und ein Gewicht von 31 g; bei dem französischen Chassepotgewehre (Fig. 3) wurde das Kaliber auf 11 mm, das Gewicht des Geschosses auf 25 g herabgesetzt. In dem großen Kriege 1870 und 1871 erwies sich das Chassepotgewehr besser als das deutsche, und so wurden in wenigen Jahren die Infanteriewaffen aller europäischen Mächte nach diesem System verbessert; alle führten Gewehre mit länglichen zylindrischen, spitzbogenförmigen (cylindro-ogivalen) Geschossen ein, deren Kaliber 11 mm, deren Gewicht 25 g betrug, Gewehre, die eine Tragweite von etwa 2500 m besaßen und mit denen man noch auf eine Entfernung von 2000 m Mann und Pferd außer Gefecht setzen konnte.

Dieser Entwicklungsstufe gehört auch das deutsche Infanteriegewehr 71.84 (Patrone Fig. 4) an. Zuletzt wurde das Kaliber an scheinend auf die äußerste für Kriegszwecke zulässige Grenze herabgesetzt. Das französische Lebelgewehr besitzt ein Kaliber von 8 mm; das Geschos ist 31 mm lang und nur 14 g schwer. Dasselbe Kaliber besitzt das österreichische Mann-

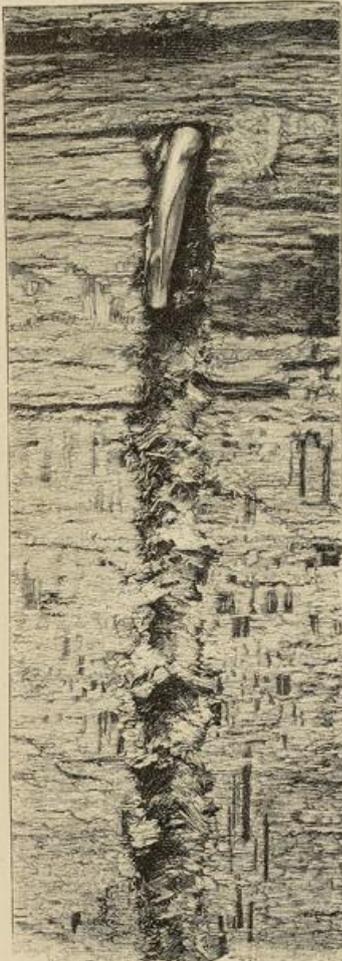


Fig. 6. Ende des Schußkanals eines Kleinkalibrigen Röhrenmantelgeschosses in trockenem Buchenholz.

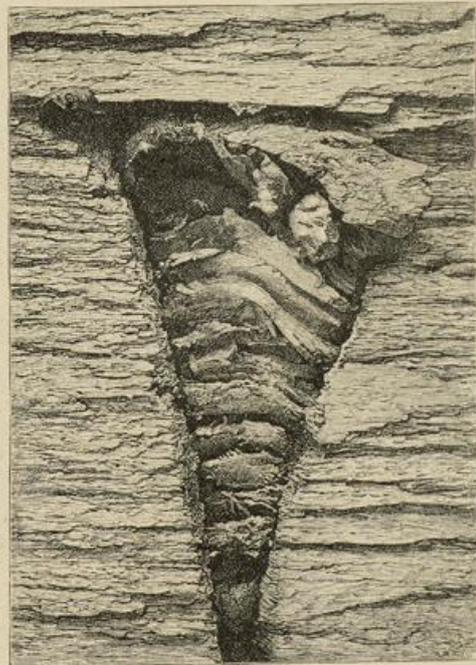


Fig. 7. Schußkanal von 11 mm-Weigleigeschoss in trockenem Buchenholz.

licher-Gewehr, das Geschöß hat eine Länge von 31,8 mm und ein Gewicht von 15,8 g. In Belgien wurde neuerdings das kleinkalibrige Mausergewehr angenommen. Das Geschöß desselben (Fig. 5) besteht aus einem Weichbleiern und einem unverlötheten Mantel aus Kupfernickelblech, ist 30 mm lang, 14,2 g schwer und von 8 mm Kaliber.² Das neueste deutsche Infanteriegewehr 88 endlich, welches in diesen Tagen zur Ausgabe an die Truppen gelangen soll, weist ein Kaliber von 7,9 mm auf, während das nickelplattirte Stahlmantelgeschöß 32 mm lang ist und 14,5 g wiegt.

So wurde nach und nach der Querdurchmesser der Geschöße von etwa 18 mm auf durchschnittlich 8 mm, das Gewicht von über 50 g auf kaum 15 g herabgesetzt. Selbstverständlich mußte dabei die Konstruktion des Gewehres selbst mannigfache Veränderungen erleiden; man mußte, um die Durchschlagskraft der kleineren Geschöße zu sichern, ein anderes, kräftiger und langsamer wirkendes Schießpulver erfinden, man mußte schließlich auch das Material, aus welchem das Geschöß selbst besteht, ändern. Die gewöhnliche Bleifugel war zu weich; sie verursachte ein zu rasches Verbleien der Drallzüge des Rohres, sie verlor zu leicht ihre Form, und man sah sich genöthigt, das Blei mit einer schützenden Hülle zu umgeben; die Kugeln der kleinkalibrigen Gewehre sind Mantelgeschöße, bei denen der innere Bleikern von einem Mantel, sei es aus Kupfer, sei es aus Nickel oder Stahl, umgeben ist.

An den Arzt tritt nun die Frage heran: wie sind die Wunden beschaffen, welche von den Geschößen der kleinkalibrigen Gewehre erzeugt werden?

Schon die Einführung des 11 mm-Kalibers bei den Chassepotgewehren erwies sich in chirurgischem Sinne als günstig, die Schußverletzungen durch die Chassepotkugeln waren im allgemeinen 1870/71 weniger schwer als in früheren Kriegen. Wenig Quetschung und Zertümmerung der Gewebe, kleine Eingangs- und Ausgangsöffnungen, das war der Charakter der Wunden, und oft trat Heilung fast ohne Eiterung ein. Diese Eigenschaften zeigten jedoch nur die Schußverletzungen, die auf größere Entfernungen zustande gekommen waren. Anders bei Nahschüssen. In diesen Fällen war das Bild oft höchst ungünstig; die Ärzte fanden Schußwunden vor, wie man sie früher noch niemals gesehen hatte, so großartig war die Zerstörung und Zermalmung der Gewebe. Der Schußkanal bildete einen Trichter, dessen Eingangsöffnung etwa dem Kaliber des Geschößes entsprach, dessen Ausgangsöffnung aber zehn- bis zwanzigmal so weit war. Gegen das Ende des Trichters waren Weichtheile und Knochen zermalmt und zerschmettert. Ähnliche Folgen wurden, wenn auch seltener, auf französischer Seite bei Verwundungen durch das Büdnadelgewehr beobachtet. Man wußte den Grund dieser Verheerungen nur durch die Annahme zu erklären, daß die Gegner allem Völkerrecht zuwider Explosionsgeschöße benutzten, die im Körper der Verwundeten platzten und die gewaltigen Zertümmerungen verursachten. Studien über Schußwunden, die man später im Frieden anstellte, zeigten, daß diese Anschuldigungen durchaus grundlos waren, daß jedes mit großer Geschwindigkeit auftreffende Geschöß eine Sprengwirkung ausüben kann.

Jedermann weiß, daß der Druck, der auf eine Flüssigkeit ausgeübt wird, sich in derselben nach allen Richtungen hin fortpflanzt, jedermann kennt die auf diesem Gesetze aufgebaute hydrau-

liche Presse. Auch die Kugel, welche in eine Flüssigkeit, z. B. Wasser, einschlägt, erzeugt in diesem einen Druck. Ist nun das Wasser in einem Gefäß eingeschlossen und schießt man in dasselbe hinein, so wird das Wasser in der Regel (bei Benutzung gewöhnlicher Jagdflinten) in einer hohen Säule aufspritzen. Hat aber das Geschöß, welches das Wasser trifft, eine besonders hohe Geschwindigkeit, pflanzt sich infolge dessen der durch dasselbe erzeugte Druck plötzlich und ungemein rasch in allen Wassertheilchen fort, so werden diese keine Zeit finden, durch die obere Öffnung zu entweichen, sondern mit voller Wucht gegen die Wand des Gefäßes drängen und dieses sprengen. Dies ist oft durch Proben festgestellt worden.

Nun sind die mit Blut und Säften durchtränkten Organe des menschlichen Körpers in ihrem Verhalten einem solchen Wasserlasten ähnlich. Trifft das Geschöß mit hoher Geschwindigkeit die Leber, die Milz, das Herz oder den mit weicher Gehirnmasse gefüllten Schädel, dann treten derartige Sprengwirkungen durch den hydraulischen Druck ein, dann entstehen jene gefährlichen trichterförmigen Wunden, dann geschieht es, daß der Schädel durch einen solchen Schuß, durch eine einzige Kugel so jäh zersprengt wird, daß die Stücke weit umherfliegen.

Wie verhalten sich nun das neue 8 mm- und das alte 11 mm-Geschöß in Betreff dieser Sprengwirkung? Bei dem Kleinkaliber kommt diese überhaupt nur so lange zur Geltung, als das Geschöß die Endgeschwindigkeit von etwa 300 m und darüber besitzt, d. h. auf Entfernungen bis zu etwa 800 m, bei dem 11 mm-Geschöß genügt schon die Endgeschwindigkeit von 200 m, welche das Geschöß auf etwa 900 m erreicht. Die Zone,

in welcher die Nahschüsse aus dem Kleinkalibergewehre solche Sprengwirkungen erzeugen können, ist somit kürzer, außerdem dringt der kleinere Durchmesser des Geschößes es mit sich, daß die Druckwirkungen zwei- bis dreimal geringer sind als bei den 11 mm-Kugeln.

Es werden somit diese schlimmen Verwundungen auch in Zukunft vorkommen, aber sie werden nicht so häufig und nicht so umfangreich sein wie bisher. Die Zone der nach dieser Seite hin eigentlich gefährlichen Nahschüsse umfaßt etwa die ersten 400 m der Flugbahn des kleinkalibrigen Geschößes.

Bevor man Klarheit über diese hydraulischen Wirkungen der Geschöße erlangt hatte, suchte man diese Erscheinung durch die Annahme zu erklären, daß die Kugeln beim Auftreffen auf festere Theile sich bis zum Schmelzpunkt erhitzten und die geschmolzene Masse alsdann die Sprengungen verursachte. Dadurch sollte zugleich das Zerplittern, die Formveränderung, Abplattung etc., die „Deformation“ oder „Entformung“ des Geschößes, erklärt werden, welche wieder dazu beiträgt, den Charakter der Wunde zu verschlimmern.

Prof. Bruns hat auch diese Frage durch seine Versuche entschieden. Er benutzte dazu einen viereckigen, hinten und zu beiden Seiten mit starken Eisenplatten versehenen Kasten, in welchen die als Ziel dienenden Eisenscheiben in bestimmten Abständen eingesezt werden konnten. Nach vorne wurde der Kasten durch ein ganz dünnes Blech, nach oben durch eine aufgelegte Eisenplatte geschlossen, nach unten blieb er offen gegen eine Schieblade, welche in dem den Kasten tragenden Holzgestell angebracht war. Auf diese Weise fiel das abgefeuerte Geschöß mit allen seinen Bruchstücken, nachdem es durch die dünne vordere Blechscheibe gedrungen und dahinter auf die Eisenplatte aufgeschlagen war, unmittelbar in die Schieblade. Diese wurde mit Stoffen von ver-

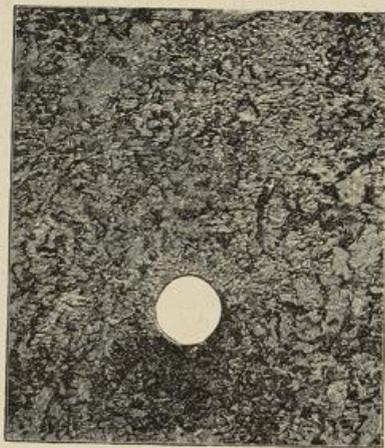


Fig. 8. Einfluß des 8 mm-Geschößes in eine 4 mm dicke Eisenplatte.

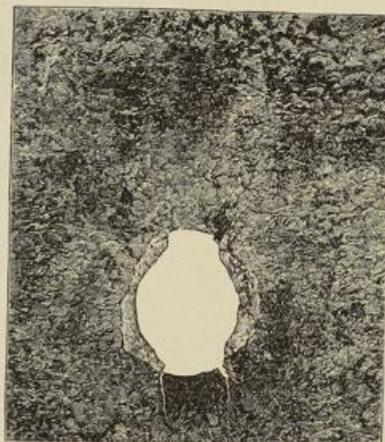


Fig. 9. Einfluß des 11 mm-Geschößes in eine 4 mm dicke Eisenplatte.

² Mit diesem Gewehr wurden die Versuche von Prof. Bruns angestellt; zur Vergleichung der Wirkung wurden Parallelversuche mit dem deutschen Infanteriegewehr 71.84 von 11 mm Kaliber ausgeführt.

schieden hohem Schmelzpunkte (wie Paraffin, Schwefel in Pulverform zc.) gefüllt, um zu beobachten, inwieweit dieselben durch die niederfallenden Bleitheile zum Schmelzen gebracht werden.

Prof. Bruns fand nun, daß größere Bleistücke sich höchstens bis auf 150°, die kleinsten bis 200° und die kleinsten bis zu höchstens 210° C. erwärmten; der Schmelzpunkt des Bleis liegt aber erst bei 334° C. Bruchstücke von Stahl- und Nickelmängeln erhitzten sich bis zu 230° C., die kleinsten ausnahmsweise bis über 300° C. Ein Schmelzen der Geschosse konnte nicht festgestellt werden. Die Entformung geschieht also nur infolge des Druckes auf rein mechanischem Wege. Die Mantelgeschosse erweisen sich dabei widerstandsfähiger als die einfachen Bleigeschosse. Von welcher Bedeutung dies für die Durchschlagkraft des Geschosses ist, beweisen unsere Abbildungen. Fig. 6 zeigt den cylindrischen Schußkanal, der durch 8 mm-Nickelmantelgeschoss in trockenes Buchenholz gebohrt wurde. Die ganze Länge des Schußkanales, der hier nur in seinen letzten 13 cm abgebildet ist, beträgt 54 cm, und das Geschoss liegt fast unverändert im blinden Ende desselben. Fig. 7 stellt den Schußkanal durch 11 mm-Weichbleigeschoss dar. Der Kanal ist nur 8 cm lang und trichterförmig; die Einflußweite hat einen Durchmesser von 6 mm, das blinde Ende aber, in welchem das kaum noch erkennbare Geschoss liegt, einen solchen von 46 mm. Man erkennt daraus sofort, wie das Bleigeschoss durch seine Entformung sich größere Widerstände schafft.

Bezeichnend für die Durchschlagkraft der Geschosse sind ferner unsere weiteren Abbildungen Fig. 8 und 9, welche Schüsse auf 12 m Entfernung durch eine 4 mm dicke Walzeisenplatte dar-

stellen. In Fig. 8 finden wir ein kreisrundes Loch, welches das 8 mm-Geschoss geschlagen hat, in Fig. 9 die unregelmäßige größere, seitlich eingerissene Oeffnung, welche das 11 mm-Geschoss zustande brachte. Dieses Verhalten des neuen Geschosses ist von größter Wichtigkeit; denn trifft es auf Knochen, so zerrümmert es dieselben bei weitem weniger als das alte Geschoss, ja es erzeugt in denselben reine Lochschüsse ohne weitergehende Risse und Brüche. Selbst dem Laien muß es einleuchten, daß derartige Wunden rascher und sicherer heilen als Wunden, bei denen weite Partien des Knochens beschädigt sind.

Es würde zu weit führen, hier auf die Wirkungen der Geschosse in verschiedenen Entfernungen oder Zonen ausführlicher einzugehen; denn mit der abnehmenden Geschwindigkeit der Kugel ändert sich auch die Beschaffenheit der Wunde. Das eine steht aber fest, daß der Charakter der Schußwunden durch die kleinkalibrigen Geschosse in allen Zonen, sei es bei Nah- oder Fernschüssen, ein viel günstigerer ist.

„Es ist gewiß mit hoher Freude zu begrüßen,“ schließt Prof. Bruns seine Ausführungen, „daß die durch taktische Gründe bedingte Herabsetzung des Kalibers und insbesondere die davon unzertrennliche Einführung der Mantelgeschosse gerade im Sinne der humanitären Bestrebungen liegt. Die künftigen Kriege werden vielleicht in derselben Zeit zahlreichere, aber jedenfalls viel häufiger reine und glatte Schußwunden bringen; . . . der Heilungsverlauf wird sich günstiger gestalten, Verstümmelung und Verkrüppelung häufiger vermieden werden. — Das neue Kaliber ist nicht bloß die beste, sondern zugleich die humanste Waffe, um nach Möglichkeit die Schrecken des Krieges zu mildern.“

Quitt.

Roman von Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

20.

Der September war herangekommen. Die Ernte war herein und es traten Tage der Ruhe ein für Lehnert. Nicht so für Obadja; denn ihm brachte der Herbst das große Fest der Fuhwäscher, welches die Gemeinde der Mennoniten alljährlich um diese Zeit zu feiern pflegte. Aus weitem Umkreise kamen die Lehrer und Prediger, und mit ihnen viele bekehrte Rothhäute, Männer und Frauen, die während des Festes in die Gemeinde der „Taufgesinnten“ aufgenommen werden sollten. In dem großen Versaal zu Rogat-Chre waren überall Laub- und Blumengewinde gezogen, am reichsten an der dem Eingang gegenüberliegenden Empore, auf welcher Ruth mit dem Chore der Mennonitentöchter ihren Platz hatte.

Die feierliche Taufhandlung war vorüber und Obadja war von dem Taufbeten wieder an den Altar getreten, um die eigentliche Predigt zu halten, die — wie gewöhnlich bei diesen Jahresfesten — die Hauptunterscheidungsmerkmale der mennonitischen Lehre betonen sollte. Der Text aber, den er seiner Predigt zu Grunde gelegt hatte, war der: „Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert unkommen“ und daneben der andere Spruch: „Die Rache ist mein, spricht der Herr“. Er sah, als er diese Worte sprach, zu Lehnert hinüber, der sein Auge vor dem ruhigen Blicke des Alten senkte. Dann aber wandte sich dieser der Auslegung seiner Textesworte zu und stellte die Bilder kriegerischen und friedlichen Lebens einander gegenüber. Alles Blut, das flöße, flöße zum Unheil, und nur einmal sei Blut zum Heil gestossen, freilich nicht zum Heile derer, die's vergossen, wohl aber zum Heile der Menschheit, um deretwillen es floß. Alles andere Blutvergießen aber sei Sünde, zumeist wenn es flöße der Rache des einzelnen zu Liebe. Das führe zu sicherem Untergang und Verderben. Aber auch der große Krieg sei Sünde, auch das Blutvergießen um Land und Herrscher und selbst um des Glaubens und der Freiheit willen. Und so hab' er denn auch in diesem gesegneten Lande den Krieg beklagt, den Nord und Süd um die Frage der Befreiung ihrer schwarzen Brüder geführt hätten, so sehr er dieser Befreiung selbst entgegenjubelt habe. Fortschritt und Freiheit sollten freilich ihren Einzug halten in die Welt, aber auf einer Palmenstraße, nicht auf einer Straße, da die Kriegsnachte zu beiden Seiten am Wege stehen. Absage dem Krieg, das sei die Lehre der Taufgesinnten. „Und so höret denn zum Schluß: Uebermuth macht Krieg, Demuth macht Frieden. Und der Frieden im Gemüth ist

das Glück und die Vorbereitung zum ewigen Heil. Selig sind die Friedfertigen, selig sind, die reines Herzens sind. Die Rache ist mein, spricht der Herr.“

Obadja schwieg jetzt, und im Augenblick, als er die Stufen verließ, klangen von der Mittelempore her die Töne eines Chorals.

Es war Ruth, deren Stimme mit wunderbarer Klarheit durch den Saal drang, während die jungen sie umstehenden Mädchen die Palmenzweige, die sie in ihren Händen trugen, immer höher über ihr emporhielten. Lehnert sah hinauf, zitternd vor innerster Bewegung, und wollte die Friedensstätte meiden, die seine Stätte nicht mehr war. Aber er erhob sich, er hob die Hände, da war der letzte Vers zu Ende und Ruth trat, fast verdeckt von den über sie gehaltenen Zweigen, in den Hintergrund der Empore zurück.

L'Hermite, der trotz seiner abweichenden Ansichten dieser Feier mit großem Eifer folgte, wurde nicht müde, stille Zeichen des Beifalls zu geben und huldigend hinauf zu grüßen, aber ehe er noch einen Gegengruß eintauschen konnte, vernahm er unmittelbar neben sich einen schweren Fall und sah, sich wendend, daß Lehnert, wie vom Schläge getroffen, zusammengebrochen war.

Alles drängte herzu, Maruschka und Toby und zuletzt auch Obadja und Ruth.

„Er ist todt.“

„Rein, er lebt,“ sagte Ruth im festen Glauben ihres Herzens. Und ihr Auge leuchtete, als sie so sprach.

Am andern Tage aber wurde Lehnert, nach vorausgegangener Beichte, selbst in die Gemeinde der Taufgesinnten aufgenommen.

Tobias und Ruth hatten von Anfang an eine Liebe zu Lehnert gehabt, die sich jetzt, nachdem er ein Mitglied der Gemeinde geworden war, unbefangener zeigen durfte, was dann selbstverständlich auch das Vertrauen auf Lehnerts Seite steigerte, so weit, daß es allmählich zur Vertraulichkeit wurde. L'Hermite, ganz unkleinlich und jedenfalls frei von jeder Eifersüchtelei, hatte seine Freude daran, und so begann denn bei beiden ein Wettstreit nicht nur in ihrer Liebe zu den Geschwistern, sondern auch in der Erfüllung aller Wünsche, die Ruth und Toby hegten. Ja, die beiden sonderbaren Schwärmer, von denen der eine den Erzbischof von Paris und der andere den Förster

Rathbraut vorhehen.
Alle Rechte vorbehalten.

Opiß auf dem Gewissen hatte, kannten nichts Schöneres, als für Miß Ruth zu denken und zu arbeiten, und fühlten sich belohnt, wenn sie lachte, nickte, dankte.

Der gemeinsamen Abende Lehnerts und L'Hermites wurden in natürlicher Folge davon immer weniger und an ihre Stelle traten Familienabende, zu deren Abhaltung man sich auf Ruths Zimmer versammelte. L'Hermitte, so sehr er sich dieser Abende freute, kam freilich seinerseits nur selten und immer nur auf besondere Aufforderung, desto häufiger aber stieg der Alte die Treppe hinauf und mit herzlicher Genugthuung erzählten alsbald die Kinder, daß der Vater, seit der Mutter Tode, kaum jemals in ihrer Mitte so fröhlich und guter Dinge gewesen sei wie gerade jetzt.

Musikabende wechselten mit Leseabenden, und an einem der letzteren kam Pestalozzis „Vienhardt und Gertrud“ an die Reihe. Die Geschichte zog bald Alt und Jung ins Interesse, voran in lebhafter Theilnahme stand aber Lehnert, vielleicht weil er aus vielem, was da erzählt wurde, seine eigene Lebensgeschichte heraushörte. Vienhardt, das war er selbst, und der böse Vogt, der den armen Vienhardt quält und zum Schlechten verführt, das war Opiß. Er wollte immer mehr hören und war beinahe mißgestimmt, als man auf Obadjas Geheiß plötzlich abbrach und die Vorlesung bis auf den andern Abend vertagte. Wenigstens das nächste Kapitel, das sich „Niedriger Eigennuß“ betitelte, hätte er gern noch kennen gelernt, und so nahm er denn, als man sich bald danach zurückzog, das von Ruth auf einen Eckisch gelegte Buch zur Verteidigung seiner Neugier mit in sein Zimmer hinüber und las bis Mitternacht. Dann schritt er noch eine Zeitlang auf und ab, um seiner Aufregung Herr zu werden, und öffnete dabei das Fenster und lehnte hinaus und sah nach dem in klaren Umrissen dahingehenden Gebirge hinüber. Darüber flimmerten die Sterne. Ihm war es, als erblick' er die Leiter, von der L'Hermitte in jener Mond- und Spatnacht gesprochen hatte, nur mit dem Unterschied, daß er statt ihn ängstlicher Schatten Engel und Lichtgestalten auf- und niedersteigen sah. Und nun schloß er das Fenster wieder und sah Ruth, wie sie drüben in halber Beleuchtung geessen und in den Lesehäuten des Vaters Hand gestreichelt hatte.

„Ja, wer so geboren wird, wen das Leben so wiegt und trägt. . . Armer Mensch, ich, arm und elend und verloren, wenn Gott nicht ein Wunder thut. . . Aber wie's auch komme, doch gut, daß ich das alles noch erlebt. . . Und wenn er ein Wunder thäte! Hab' ich es verwirkt? Ist ein Wunder unmöglich? Nein, sonst wär' es kein Wunder.“

Und er lebte sich in diese Vorstellung ein und legte sich's zurecht und sah wieder heiter in die Zukunft. Unklare, verschwimmende Bilder von Besitz und Glück und Ruhe stiegen vor ihm auf.

21.

So verstrich die Zeit bis Weihnachten, und ehe man sich's versah, war der heilige Abend da. Die Bescherung für die Hausgenossen Obadjas und für die Mennonitenkinder war vorüber, und unter den Klängen von Obadjas Lieblingslied

„Vater will ich Dir geben,
Du arge falsche Welt“

waren die Kinder mit den Lehrern hinausgezogen aus der großen Halle, sich in die benachbarten Farmen zu vertheilen, wo sie für die Nacht Unterkommen finden sollten. Die Hausangehörigen blieben noch beisammen, in traulichem Gespräche um den Kamin gruppiert.

„Hast Du das Lied gekannt, das die Kinder sangen?“ fragte Obadja, zu Lehnert gewendet.

„Ja, sagte Lehnert, er hab' es gekannt, denn es habe dem Viederschaße seiner heimatlichen Dorfkirche mit angehört.“

„Dann weißt Du auch wohl, von wem es ist?“

„Nein.“

„Aber das solltest Du doch. Es ist ein Landsmann von Dir, der es gedichtet hat, er hieß Valerius Herberger. Ihr Schlesier seid überhaupt bevorzugt in solchen Stücken, und ich möchte wohl, ich könnte von meiner alten heimischen Weichsel- und Rogatengegend dasselbe sagen. Wir sind arm und Ihr seid reich. Da habt Ihr den herrlichen Mann, den Binzendorf, denn die Sachsen und Lausitzer sind schon wie halbe Schlesier, und da habt Ihr den herrlichen Paul Nemming und vor allem auch den Opiß.“

Lehnert verfärbte sich.

Als er aber sah, daß der Name voll Unbefangenheit ge-

sprochen worden war, kam er rasch wieder zu sich und folgte mit scharfem Ohr, während Obadja fortfuhr: „Und zu diesen Erwählten unter Euch, die nun dastehen als eine Säule der neuen Kirche, zählt auch der Valerius Herberger, und wie sein Glaube in seinen Liedern lebt, so lebt er auch in seinen Werken. Und ich beuge mich vor diesem Manne. Kein Märtyrer, im Sinne der alten Kirche, hat er doch dem Tode Tag um Tag ins Auge gesehen. Er war Prediger in Kraustadt in Schlesien und in neun Wochen starb die Stadt aus, denn der schwarze Tod ging in ihr um. Mehr als dreihundert hat er persönlich unter Schulgesang mit bestatten helfen und doch blieb er bis zu Ende ohne Furcht. Manche Leiche begrub er mit dem Todengräber ganz allein. Er ging voran und sang; der Todengräber aber führte ihm die Leiche auf einem Karren nach, an dem ein Glöckchen hing, damit die Leute der Begegnung ausweichen konnten. Sein Trost war: wer Gott im Herzen und ein gut Gebet und einen ordentlichen Beruf hat und den Vorwitz meidet, dem kann der Teufel nicht ankommen und die Seuche noch weniger.“

„Ah, das ist schön,“ sagte Ruth. Obadja aber nickte Ruth zu und fuhr dann fort: „Und als die Seuche fort und aus dem Lande war, da schrieb er: es war all die Zeit über, als ob ein Engel mit dem Schwert mein Haus vertheidigt hätte, so daß mir kein Leid widerfahren durfte. Und während dieser Zeit war es auch, daß er das schöne Lied dichtete, das, wie's ihn aufrichtete, seitdem so viel tausend andere mit aufgerichtet hat.“

Die Lichter am Baum waren schon lange vorher gelöscht worden. Auch im Kamin fiel das Feuer zusammen und glühte nur noch dunkel. Aber die goldenen Rüsse blinkten in dem tiefen Licht nur um so goldner und der Christengel schwebte darüber.

„Ich denke, wir trennen uns,“ sagte Obadja. „Ruth, singe mir noch einmal die erste Strophe. Das soll heute mein Nachtgebet sein.“

Ruth that, wie ihr geboten.

Dann nahm Obadja das zunächststehende Licht, grüßte die noch Versammelten und ging auf sein Zimmer zu.

Auch die andern erhoben sich. In Lehnert aber reiste in dieser Nacht ein Entschluß, mit dem er seit Wochen und Monaten gerungen. Unter den überwältigenden Eindrücken der Feier, während der Ton von Ruths Gesang noch fortklang in seinem Ohre, drang es in ihm durch: es muß ein Ende gemacht werden, so oder so!

In der Halle war es um die Mittagszeit des folgenden Festtages leer und still. Die Indianerkinder hatten nach dem Frühgottesdienst die Erlaubniß bekommen, die Geschenke, die sie am Abend zuvor erhalten, von der großen Tafel wegzunehmen, und waren fröhlich lärmend nach ihren Dörfern abgezogen. Nur der Weihnachtsbaum ragte in dem Dämmerlichte — der Tag war trüb und grau — empor und erzählte von den glücklichen Stunden, die an ihm vorübergerauscht waren.

Obadja hatte sich in sein Zimmer zurückgezogen und eine halbe Stunde später erschien Ruth, um ihm das Frühstück zu bringen, das er um diese Zeit zu nehmen pflegte. Sie setzte das Tablett vor ihn hin und wollte wieder gehen, aber er hielt sie fest.

„Du bist so still, Ruth. Hast Du mir nichts zu sagen?“

„Nein. Oder doch nur das eine, das Du längst weißt, daß ich glücklich bin und Dich liebe.“

„Und bist Du glücklich?“

„Ja.“

Sie sagte das mit einem Ton, der jeden Zweifel ausschloß. Und dann küßte sie seine Hand und verließ das Zimmer.

Sie wollte an dem Weihnachtsbaum vorüber die Halle durchschreiten, fuhr aber zusammen, als ihr Lehnert, den der Baum bis dahin verdeckt hatte, plötzlich entgegen trat. Indessen es währte nicht lang; im nächsten Augenblicke lachte sie wieder. „Lehnert, Du hier? Du schleichst ja wie durch den Forst.“

Sie wußte nicht, wie das Wort ihn traf, und setzte scherzhaft und in wiedergewonnener guter Laune hinzu: „Du darfst nicht vorher die goldenen Rüsse zählen; dazu ist Zeit heut abend, wenn wir den Baum plündern.“

Lehnert versprach alles und fragte dann, ob der Vater in seinem Zimmer sei.

„Willst Du zu dem?“

„Ja.“



Photographie im Verlage der Photographischen Anstalt in München.

Ein Segelagerer.

Nach einem Gemälde von Hugo Havenith.

„Und das heut am Weihnachtstag und gleich nach der Predigt? Ei, das muß etwas Großes sein.“

„Ist es auch. Ich will ihn um etwas bitten. Und höre, Ruth, dabei fällt mir ein, Du könntest mir Glück dazu wünschen.“

„Wenn es etwas Gutes ist.“

„Ich glaube, daß es etwas Gutes ist.“

„Nun, dann von ganzem Herzen!“

Sie gab ihm die Hand, und während sie nach links hin und weit um den Tisch herum, auf den offenstehenden Stuhl zuschritt, ging Lehnert auf Obadja's Zimmer zu, von dessen Thür er den Vorhang zurückschlug.

Obadja saß an seinem Arbeitstisch, genau wie damals, als Lehnert zum ersten Male hier eintrat, und ganz wie damals gab er sich und seinem Stuhl eine rasche halbe Wendung und sagte: „Nun, Lehnert, was bringst Du? Nimm Platz!“

Lehnert setzte sich auch wirklich, schwieg aber befangen. Endlich war er seiner Verlegenheit Herr und begann damit, ihm für das zu danken, was er gestern abend über den Valerius Herberger gesagt habe. Das hab' ihn die ganze Nacht nicht schlafen lassen. Er fühle, daß das das rechte Leben sei: sich, mit Gott im Herzen, vor dem Tode nicht zu fürchten. Und solches Leben zu führen, das sei so recht seine Sehnsucht. Und wenn ihn der Teufel der Eitelkeit und Selbstgerechtigkeit nicht verblende, so möcht' er wohl sagen dürfen, er glaube, daß er nicht bloß die Sehnsucht, sondern auch die Kraft dazu habe.

„Glaub's, Lehnert, glaub's . . . Aber Du wolltest mir etwas anderes sagen.“

„Ja,“ bestätigte Lehnert, „das wollt' ich. Und wenn es vermessend und hoffnungslos ist, was ich sagen werde, dann will ich fort und zwar lieber heut wie morgen.“

Und nun hielt er inne, gewärtig dessen, was Obadja sagen würde.

Der aber schwieg beharrlich und schien nur durch Blick und Handbewegung andeuten zu wollen, daß Lehnert weiter sprechen möge. Da fiel denn auch alle Furcht von ihm ab und er ließ sein Herz nicht bloß reden, sondern ihm alle Zügel schießen. Er liebe Ruth. Er wisse wohl, daß er ein schlechter Mensch und des Glüdes, das er begehre, durchaus unwürdig sei. Selbstgerecht und gewaltthätig sein, das seien die Fehler seiner Jugend gewesen und die Wurzeln des Verbrechens, um dessentwillen er seine Heimath habe meiden müssen, aber er glaube sagen zu dürfen, das alles liege jetzt weit zurück und seit dem Tage, der seine Befreiung gebracht, steh' es fest in ihm, daß die Reinheit und der Friede des Herzens das einzige Heil seien. Das Lied, das damals gesungen worden sei, das hab' ihn bekehrt und wenn nicht das Lied, so die Stimme.

„Und wenn nicht die Stimme, so Ruth,“ lächelte Obadja. Aber Lehnert sah es nicht. Er hörte nur heraus, was freundlich darin klang, und wiederholte mit Unbefangenheit: „Ja, Ruth! Sie ist es, der ich alles schulde und sie wird mir auch dann noch das Glück bedeuten, wenn ich es in diesem Augenblicke für immer hinschwinden sehe. In Noth und Armuth und in noch Schlimmerem bin ich großgezogen worden. Das heimathliche Haus hat nichts für mich gethan und die Schule nicht viel, und alles, was ich bin, das hat zu Gutem und Schlimmem das Leben aus mir gemacht. Ich sehe hinauf zu Ruth. Aber meine Liebe ist groß und gleich groß mein Wille, sie glücklich zu machen. Mein Wille und hoffentlich auch meine Kraft.“

Und nun sah er Obadja fest an und erwartete sein Urtheil.

Der Alte schwieg aber und begegnete seinem Blicke mit nichts als freundlicher Ruhe. Dann erhob er sich, ging auf Lehnert zu und sagte: „Weiß Ruth davon?“

„Nein.“

„Nun, dann gedulde Dich, Lehnert! Es ist Rachel, um die Du wirbst . . . Ich werde Dir Antwort sagen.“

22.

„Gedulde Dich! Ich werde Dir Antwort sagen.“ Hundertmal wiederholte sich's Lehnert, und als Obadja am andern Morgen die Andacht gehalten und wie herkömmlich ein Bibelkapitel gelesen hatte, hoffte Lehnert, daß nun das Wort, das über sein Leben entscheiden sollte, gesprochen werden würde. Aber das Wort blieb aus und er verzehnte sich tagelang darüber, daß es ausblieb. Er wurde wie krank im Gemüth und mied es nach Möglichkeit, mit

Ruth und mehr noch mit Obadja zusammenzutreffen. Als aber, ohne daß ein Wort laut geworden wäre, das neue Jahr angebrochen war, war er entschlossen, mit dem Glend ein Ende zu machen und sich wieder in sein altes Leben zurückzufinden.

Das war ihm nun freilich einfach unmöglich gewesen, wenn die Haltung Obadja's irgend etwas gezeigt hätte, was auf Mißstimmung oder gar auf Uebelwollen und Ablehnung hätte deuten können. Aber eher das Gegentheil war der Fall. Keine Begegnung verging, ohne daß Lehnert einen freundlichen Blick erhascht hätte, was noch wuchs, als Obadja sich überzeugte, daß in der That keine Heimlichkeiten zwischen den jungen Leuten bestanden und Ruth ohne jede Ahnung von dem Schritte war, den Lehnert gethan hatte. So kehrte denn ein gewisser Zustand der Ruhe, wenigstens äußerlich, zurück, und wenn Lehnert jetzt, was nur zu oft geschah, seines Weihnachtswiegesprächs mit Obadja gedachte, so hielt er sich immer nur das eine vor, daß der Alte hinzugesetzt hatte: „es ist Rachel, um die Du wirbst.“ Das war, das sah er jetzt ein, mit gutem Bedachte gesagt worden und jedenfalls zu dem Zweck, ihn wissen zu lassen, daß es einer langen Probezeit bedürfe.

Ja, der frühere Zustand der Ruhe kehrte zurück, und als der Winter auf die Meige ging und der Frühling anbrach, wurden auch die Feldarbeiten im ganzen Umfange wieder aufgenommen. Ueberall gab es ein Pflügen und Säen, und Lehnert war bei Beaufsichtigung der Arbeit oft bis halben Wegs nach Darlington oder auch, nach der andern Seite hin, bis an den Abhang der Berge hinaus. Auch Toby war mit Uncas viel draußen, um auf Hühner zu jagen, welche Form der Jagd der Alte, trotz grundsätzlicher Bedenken, gelten ließ, ja gerabzu begünstigte, da zu seinen kleinen Schwächen auch die gehörte, den Freunden der Tafel nicht abgestorben und besonders in Bezug auf Bekassinen ein Feinschmecker zu sein.

Eine dieser Jagden auf Hühner hatte sich an einem schönen Märztag bis an eine fast schon zu Füßen von Fort O'Brien gelegene Sumpfstrecke gezogen, und Toby, gegen abend mit reicher Ausbeute heimkehrend, zeigte sich entzückt von dem landschaftlichen Anblick, den er kurz vor Beendigung seines Jagdausfluges von dem Wallgange des halbverfallenen Forts aus gehabt habe; der ganze Hügelabhang habe ihm den Anblick eines großen Blumengartens gewährt, viel, viel schöner als irgend etwas derart, was er je gesehen habe, denn in beinahe felderartigen Streifen sei die ganze Schrägung mit Frühlingsblumen überdeckt gewesen. Ruth, anfänglich ungläubig, war endlich doch von seiner Begeisterung mit hingerissen worden und hatte bei dem abschließenden Vorschlage, am andern Nachmittage eine Partie hinaus zu machen und auf der von Palissaden umstellten Bastion ein Picnic abzuhalten, ihre alte Dienerin Maruschka wie selig am Arm genommen und war mit ihr durch die Stube getanz. Zugleich aber hatte sie sich vorzögerlich erboten, den Vater nicht bloß zur Zustimmung, sondern selbst zur Theilnahme bewegen zu wollen, was ihr, wie sie wohl wußte, nicht schwer werden konnte, da sie seine Pläne kannte, das Fort von der Regierung zu kaufen und nach erfolgtem Ausbaue zum Mittelpunkt eines neuen Vorwerks zu machen. Ein solcher Ausflug aber, so rechnete sie, würde ihm erwünschte Gelegenheit bieten, die ganze Sache mit unbefangenerm Auge nochmals zu prüfen.

Und siehe da, Ruth hatte sich nicht verrechnet. Obadja war auf alles mit bemerkenswerther Freundigkeit eingegangen, und so ward denn die zweite Nachmittagsstunde des folgenden Tages für den Ausflug nach Fort O'Brien festgesetzt.

In zwei Wagen fuhr man hinaus und fand die mit den Gj. vorräthen vorausgefahrenen Kaulbarse bereits am Eingang in die Bergschlucht vor, an einer geschützten Stelle, von der aus eine links einbiegende Steintreppe beinahe unmittelbar bis nach Fort O'Brien hinaufführte. Man begrüßte sich herzlich, und als man, oben angelangt, an ein Auspacken der seitens der Kaulbarse mitgebrachten Körbe ging, überzeugte man sich, daß dieselben in ausgiebigster Weise für das leibliche Wohl vorgesorgt hatten. Topf- und Blechkuchen, Mohnstriegel und Marmeladenöpfe stiegen in großen Mengen aus der Tiefe der beiden Körbe heraus.

„Aber nun ein Feuer,“ sagte Toby. „Wir können nicht die Verwegenheit haben, uns trocken durch diesen Kludenberg hindurch essen zu wollen; daran würde selbst Maruschka scheitern. Also Kaffee, viel Kaffee, sonst sind wir verloren, und hier unter dieser Ahornplatane, die nicht bloß Schatten giebt, sondern auch warm und behaglich unterm Winde liegt, hier wollen wir das Feuer

machen. Ich denke, wir holen uns alte Bretter aus dem Fort, das Jungholz hier herum ist noch zu naß, und wenn wir keine Bretter finden, nun, so brechen wir einen Pfahl heraus, sind ihrer ja die Menge vorhanden, und auf Vernichtung von Staatseigentum werden wir wohl nicht verklagt werden."

Und so sprechend, trat er an die mit spitzen Pfählen dicht umstellte Brüstung des alten Wallganges heran und versuchte mit aller Anstrengung, eine der Palissaden herauszuwuchten; Ruth wollte ihm behilflich sein und mühte sich, einen ziemlich großen Stein loszumachen, der dicht neben eben diesem Palissadenpfahl eingebettet lag. Ihre kleinen Hände waren aber zu schwach, und so sprang denn Lehnert herzu, um ihr bei dem Lockern des Steins nach Möglichkeit behilflich zu sein. Und es gelang auch. Aber im selben Augenblicke, wo der Stein sich löste, fuhr eine Kreuzotter darunter hervor, biß Ruth in das Handgelenk und war dann im Nu die Palissade hinab und in dem Blumengewirb verschwunden.

Mit einem Schrei sank Ruth in die Kniee und sagte mit unaussprechlich trauriger Stimme: „Nun muß ich sterben.“

Aber kaum daß sie diese Worte gesprochen hatte, warf sich Lehnert neben sie nieder, ergriff ihre Hand und sog mit leidenschaftlicher Gewalt und ehe sie's hindern konnte, das Gift aus der Wunde.

Das Ganze war wie ein Blitz; Gefahr und Rettung nur ein Augenblick. Ruth aber verblieb in ihrer knieenden Stellung und sagte: „Nun stirbst Du.“

„Nein, Ruth, nein! Und wenn ... Was liegt an mir?“

23.

Lehnert wurde tags darauf von einem heftigen Fieber befallen und alle fürchteten für sein Leben. Ruth und Maruschka waren in Thränen und L'Hermitte wettete durch das Haus hin und hielt Reden. Jeder klagte, selbst Martin Kaulbars, der freilich seiner glücklichen Beanlagung nach nicht umhin konnte, seiner Klage zugleich etwas von einer Anklage zu geben. „Das Gift auslutschen, sei der reine Unsinn und sollte bloß so was sein; ausbrennen, das sei das Richtige, das wisse jedes Kind, und das wäre auch für Miß Ruth das Beste gewesen und für den guten Schlesiener auch. Nu werd' er wohl dran glauben müssen. Und ob Miß Ruth durchkäme, das wär auch noch so so. Aber das läme davon, wenn man von nichts wisse und in allem zurück sei.“

Zum Glück kam es anders und alle Herzensnoth Ruths und alle Reumalweisheit Martin Kaulbars' erwiesen sich als ungerechtfertigt. Das Fieber, das Lehnert heimsuchte, hatte mit dem Gift nichts zu schaffen und war einfach eine Folge großer Aufregung und hinzugetretener Erkältung, so daß am dritten Tage schon der aus der Nachbarhaft von Fort Mac Culloch herbeigerufene Doktor Morrifon die Versicherung einer vollständigen Genesung geben und selbstverständlich an dem Fest- und Freudenmahl, das Obadja denselben Abend noch veranstaltete, theilnehmen konnte.

Lehnert war sehr glücklich und empfing, als nun alle Sorgen abgethan waren, noch einmal die Dankhagungen der Familie. Sein Glück wuchs aber noch, als am andern Morgen Obadja das Gebet sprach, worin es mit besonderer Betonung hieß, daß die Liebe der einzige Lohn für treues Dienen sei. Und gleich danach nahm der Alte die Bibel und las: „Und Jakob gewann die Rachel lieb und sprach: Ich will Dir sieben Jahre um Rachel dienen. Und Laban antwortete: Es ist besser, ich gebe sie Dir, denn einem andern. Also diente Jakob um Rachel sieben Jahr und dächsten ihn, als wären es einzelne Tage, so lieb hatte er sie.“

Ruth erröthete. Denn ohne daß ein Wort zwischen ihr und Obadja gesprochen worden wäre, wußte sie doch nur zu wohl, daß der Vater in ihrem Herzen gelesen hatte.

Ja, Lehnert war glücklich, und nur eines war es, was ihm fehlte: sich über sein Glück aussprechen zu können. Er fühlte, so widerstrebend er sich dies auch eingestand, noch kein Recht dazu, denn das Wort, das ihm Obadja verheißten hatte, war noch immer ungesprochen geblieben, und so hielt er es denn einfach für seine Pflicht, in Zurückhaltung und Schweigen zu verharren.

Vielleicht, daß er trotz dieses starken Gefühls von dem, was sich vorläufig einzig und allein für ihn zieme, sein Schweigen dennoch durchbrochen hätte, wenn ihm L'Hermitte, sein treuer Gefährte, mit mehr Neugier entgegen gekommen wäre. Dieser vermied

es aber offenbar, irgend eine Frage zu thun, ja zeigte sich geradezu sorglich beflissen, einem Gespräch über Ruth und Lehnert und ihr Verhältniß zu einander aus dem Wege zu gehen. Lehnert zerbrach sich den Kopf darüber, und zu der Fein des Schwärmertums gefellte sich auch noch die Frage, warum L'Hermitte seinerseits jede Frage vermeide. Von Reid oder Eifersüchtelei konnte keine Rede sein, das lag nicht in L'Hermites Charakter oder war etwas längst Ueberwundenes, und wenn dieser, wie ganz augenscheinlich, der Liebe seines Freundes Lehnert zu Ruth trotzdem nicht froh wurde, so mußte was anderes vorliegen. Das Unbehagen, das Lehnert über diese Wahrnehmung empfand, war so groß, daß er schließlich, allen entgegenstehenden Selbstgelöbnissen zum Troz, doch den Entschluß faßte, sich bei nächster Gelegenheit Gewißheit darüber verschaffen zu wollen.

Diese Gelegenheit bot sich denn auch bald. Es war ein Musikabend gewesen und Ruth hatte Lehnerts und auch L'Hermites Wunsch nachgegeben und ganz zum Schluß noch einmal das Lied vorgetragen, das sie während der Septemberfeste so schön und für Lehnert so entscheidungsvoll gesungen hatte. Dieser war denn auch, ähnlich wie damals, von den Liebesworten und mehr noch von Ruths Stimme ergriffen worden und hatte Thränen im Auge, als das Lied schwieg. Auch L'Hermitte war bewegt, und beide, wie wenn sie gewillt gewesen wären, sich den Eindruck nicht stören zu lassen, brachen früher als gewöhnlich auf und gingen in ihren Korridor hinüber. Einen Augenblick schwankten sie hier, wohin sich wenden, aber L'Hermites Zimmer, überhaupt das bevorzugtere, ward es auch heut, und nach rechts hin eintretend, nahmen beide Platz, Lehnert auf einem Schankelstuhl, L'Hermitte wie gewöhnlich mit untergeschlagenen Beinen auf seinem Arbeitstisch, den Schraubstock neben sich.

„Nun,“ sagte L'Hermitte, während er eine kleine Eisenstange aus dem Schraubstock herauszog und damit zu spielen begann, „Lehnert, was giebt's? Ich glaube, Ihr wollt mir etwas sagen.“

„Ja, seit lange schon.“

„Nun denn.“

„Ich liebe Ruth.“

L'Hermitte lächelte. „Wer nicht?“

„Ah, ich verstehe' ... Ihr findet es aumaßlich“ — L'Hermitte schüttelte den Kopf — „oder vielleicht ein Unrecht.“

„Weder das eine noch das andere.“

„Oder Ihr meint, sie liebe mich nicht?“

„Im Gegentheil.“

„Nun, was dann?“

„Mein lieber Lehnert,“ sagte L'Hermitte und setzte sich in eine Art Positur, „Ihr wißt, daß ich nicht viel glaube. Aber ich glaube an Eines, an ein Fatum. Und weil es ein Fatum giebt, geht alles seinen Gang, dunkel und räthselvoll, und nur mitunter blüht ein Licht auf und läßt uns gerade so viel sehen, um dem Ewigen und Räthselhaften, oder wie sonst Ihr's nennen wollt, seine Launen und Gesetze abzulauschen.“

„Nun?“

„Und ein solches Gesetz ist es auch: wenn man erst mal heraus ist, kommt man nicht wieder hinein. Und da hilft kein Hoherpriester und kein Prophet, und wenn es Obadja selber wäre, gleichviel ob der alte oder der neue. Das Fatum ist eben stärker, und es ist das Beste, lieber Lehnert, Ihr laßt Euch mit diesem Gedanken ein. Ich hab' es gethan. Und wenn Euch das glückt, so werdet Ihr wenigstens Eines davon haben, dasselbe, was ich davon gehabt habe: das Glück der Einsamkeit. Und Ihr steht dann von Stund an über dieser armen Komödie, die Welt und Leben heißt.“

Lehnert starrte ihn an.

L'Hermitte aber, dessen Bewegungen immer nervöser wurden, fuhr fort: „Gebt Ruth auf! Ihr kriegt sie nicht. Und wenn morgen die Hochzeit sein soll und die gute Frau Kaulbars so viel Krangel und Krausgebädene's bäckt, daß der Fetteruch bis ans Ende der Welt zieht — ich sag' Euch, Lehnert, Ihr kriegt sie doch nicht, Ihr fallt tod' vom Altar nieder. Und wenn nicht Ihr, so Ruth. Glaubt mir, es soll nicht sein. Es ist da so was Werkwürdiges in der Weltordnung, und Leute wie wir — Pardou, ich sage mit Vorbedacht, wie wir — die nimmt das Schicksal unter die Räder seines Wagens und zermalmt sie, wenn sie glücklicher sein wollen, als sie noch dürfen.“

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Friedrich Mitterwurzer. (Zu dem Bilde S. 149.) Wohl der eigenartigste unter den jüngeren Darstellern, die sich eines weitreichenden Rufes erfreuen, leucht Mitterwurzer seit seinem glänzenden Gastspiel am Berliner Hoftheater jetzt mehr als je die Augen auf sich, nachdem auch seine Erfolge jenseit des Ozeans in der deutschen Presse ein lebhaftes Echo nachgerufen haben.

Mitterwurzer ist ein echtes Theaterkind; er wurde am 16. October 1844 in Dresden geboren als Sohn des vielgenannten Baritonisten, Obern- und Kammerängers Anton Mitterwurzer; auch seine Mutter gehörte als Schauspielerin der Hofbühne an. Als ganz junger Mensch hatte er schon zur Fahne Italiens geschworen und führte ein lustiges Wanderleben bei den kleinen Bühnen der Lausitz und Schlesiens. Namentlich bei der trefflichen Direction Keller, welche ihre Vorstellungen in Liegnitz, Schweidnitz, Bunzlau gab, spielte er große und kleine Rollen und wirkte auch im Chor und im Ballet mit — alles für zwölf Thaler Monatsgage. Nach einem kürzeren Aufenthalt im Vogtlande, bei der Direction Leichenting, wo er z. B. Laubes Hesper spielte, kam er nach Hamburg ans Thalia-theater und wurde bald ein Liebling des vielgewandten Directors Maurice und seines schneidigen Oberregisseurs Marr. Er spielte dort komische Rollen und hatte mit einer episdischen Genrefigur, dem Schulfleischer in „Deborah“, einen durchschlagenden Erfolg.

In Bremen unter der Direction Ritter und Behr spielte er dann jugendliche Liebhaber, und zwar mit solchem Feuer, daß er einmal einem Mißpieler fast das rechte Auge ausstach. In der Tragödie konnte er keine Fortschritte machen, da er noch keine Beschäftigung an Hoftheatern fand: so wandte er sich dem Berliner Wallnertheater zu, wo er theils in der Posse als Darsteller unwürdiger Stiefelsohn, theils in französischen Stücken sein Glück als Liebhaber verlor. In dem Zusammenspiel mit Agnes Wallner; er wurde zwar bemerkt, doch öfters ausgelacht wegen seiner abentheuerlichen Masken und seines oft nicht minder abentheuerlichen Spiels. Noch schlimmer erging es ihm am Breslauer Stadttheater, wo er als erster Held in Rollen wie Hesper und ähnlichen Fiasko machte und die ganze Kritik quadenlos über ihn herfiel.

Das waren die Lehrsahre des Künstlers, die ihm keine Befriedigung gewähren konnten und in denen er gewiß oft an seinem Talent verzweifelte. Eine günstige Wendung für ihn trat erst ein, als er in Graz angestellt wurde; dort schlug sein Hamlet sündend ein; er spielte alle Liebhaberrollen und wurde bald ein Liebling des Publikums. Von dort berief ihn Laube an das Burgtheater; er gastirte mit einem allerdings nicht unbekanntenen Erfolge als Hamlet, Tellheim, Petrucchio; während seines Gastspiels ging Laube von der Direction ab und sein Nachfolger Friedrich Palm wollte von einer dauernden Verwendung Mitterwurzers nichts wissen. Der Künstler spielte wieder in Graz, dann im Theater an der Wien, und als Laube 1869 die Direction des Leipziger Stadttheaters übernahm, folgte er ihm dorthin und wurde wegen seiner glänzenden Vielseitigkeit eine Hauptstütze des Repertoires.

Ein anderer berühmter Theaterleiter, Franz Dingelstedt, gewann nach Laubes Abgang von Leipzig Mitterwurzer für das Burgtheater. Doch fühlte dieser sich in dieser gebundenen Stellung auf die Länge nicht behaglich; es fehlte ihm die freie Bewegung; eine große Zahl von Rollen, deren Darstellung keinem Ehrgeiz als wünschenswerthes Ziel erschien, wurde ihm vorenthalten, weil ältere Darsteller bereits in ihrem Besitze waren. So ließ er sich von seinem alten Gönner Laube, der seit mehreren Jahren das Wiener Stadttheater leitete, bestimmen, seinen Vertrag mit dem Burgtheater zu lösen, indem er sich vom Kaiser selbst seine Entlassung erbat. Aber gerade als er freigeworden, trat Laube von der Direction des Stadttheaters zurück. Mitterwurzer blieb demselben dennoch eine Zeit lang treu; eine kurze Episode seiner Künstlerlaufbahn war seine Thätigkeit beim Ringtheater, das bald nach seinem Eintritt in den Verband desselben in Flammen aufging. An diesen Theatern spielte er moderne, meist französische Rollen. Dann trieb es ihn hinaus in die Ferne; ein glänzender Gastrollenzyklus in Nordamerika führte ihn bis San Francisco.

Nach seiner Rückkehr machte sein Gastspiel in Berlin viel Aufsehen; er spielte dort in dem erfolgreichsten Stücke Ernst von Wildenbruch, „Die Luigows“, den alten Raubritter Dietrich von Luigow, den märkischen Hög von Verlichingen; unser Bild stellt ihn in dieser Rolle dar. Es war eine durchweg vortreffliche Leistung, welche zum Erfolge des Trauerspiels wesentlich beitrug; die Selbstherrlichkeit des Mitters, seinen herausfordernden Lebermuth, sein joviales und dann wieder schneidiges Wesen wußte er mit energischer Ursprünglichkeit darzustellen.

Friedrich Mitterwurzer besitzt ein eigenartiges Darstellungstalent von großer Frische und Schärfe. Den Eingebungen seines künstlerischen Genies folgend, übt er oft eine hinreichende Wirkung aus; aber er ist bisweilen abgelenkt von seinen Stimmungen und spielt dieselbe Rolle ungleich an verschiedenen Abenden. Es ist bei ihm nichts Eingelerntes, nichts Schablonenhaftes; von seiner glänzenden Vielseitigkeit legen die Rollen Zeugniß ab, die wir bei der Schilderung seiner bisherigen Laufbahn erwähnten; es finden sich darunter Helden- und Liebhaberrollen, Intrigantenrollen, aber auch Rollen aus dem Bereich der Posse. Wir selbst sahen Mitterwurzer während seines Wirkens in Leipzig an einem Tage einen Wiener Schusterjungen und am nächsten den Marquis Folsa mit gleichem Erfolge spielen. Vortrefflich ist er auch als Bonvivant: als Holz in den „Journalisten“ und als Fox in „Pitt und Fox“.

Kaiser Neros Tod. (Zu dem Bilde S. 152 u. 153.) An den Namen Neros knüpft sich die Erinnerung an die eusephischen Ausbrüche des Cäsarenwahnsinns. Gemahlin, Mutter, alle die, welche ihm einst näher gestanden hatten, Verwandte, Lehrer und Freunde hat der grausame Tyrann ermorden lassen, und man traute ihm zu, er habe, um sich das Schauspiel des brennenden Trojas zu verschaffen, die Stadt Rom anzuzünden lassen. Aber Nero machte die Christen für den furchtbaren Brand verantwortlich, um die Wuth des Volkes von sich ab auf diese zu lenken, und die angeblichen Verbrecher verfielen dem schauerlichen Loos, als lebendige Fackeln ein Spiel im Circus zu beleuchten. Und was die Grausamkeit ihm noch von Menschenwürde ließ, das zerstörte die läppische Gütlichkeit des kaiserlichen Sängers und Schauspielers. Endlich wurde das römische Volk der Gewaltthaten müde, es empörte sich wider den Imperator, die Legionen riefen Galba zum Kaiser aus und der Senat erklarte Nero für einen Feind des Vaterlandes. Von allen, auch von seinen vertrauten Spielfreunden verlassen, mußte Nero fliehen und eilte nach dem Landhaus eines seiner Freigelassenen. Kaum war er in dem schmuckigen Vorhof angekommen, als er Huftritte vernahm — seine Verfolger nahen. Nero erhob den Dolch, um sich den Tod zu geben; doch der Anblick des Nordstahles machte den Freigling erzittern, der Freigelassene mußte ihm die traurige Aufgabe abnehmen, und mit dem Aufse: „Welch ein Künstler stirbt in mir!“ stürzte der einstige Kaiser auf die kalten Steinfliesen. Die Häfcher fanden einen Sterbenden.

Dieser Augenblick ist es, den der Maler dargestellt hat. Der Freigelassene ist neben dem Kaiser niedergebunken und sucht in den verzerrten Zügen nach dem entweichenden Leben. Der Mann, der wie zusammengebrochen unter der Wucht des Schrecknisses absteigt lauert, ist der Vater des Freigelassenen. Nur mühsam kann der römische Krieger, der zuerst einge-drunnen ist, das nachdrängende Volk zurückhalten, welches das Entsetzliche schauen will, Staunen und grimmige Freude in seinen Mienen verrathend. In der Ferne werden Herdeböcke sichtbar: es sind die Weirer des Senats, die den Flüchtling ansagen sollten aus seinem Schlafpflanzel. Der noch jugendliche Düsseldorf Maler, E. Raempfer, hat für das Bild „Kaiser Neros Tod“ den Preis der Wetterfütterung für die beste Handzeichnung, ein Stipendium für eine Reise nach Italien, erhalten.

Kleiner Briefkasten.

(Anonyme Anfragen werden nicht berücksichtigt.)

Va. Schwabach. Die Eintheilung von Vierjährig Freiwilligen der Landbevölkerung bei den Rotationsdivisionen findet in der Regel jährlich zweimal und zwar am 1. Februar und am 1. October statt. Ueber die Befreiung der Vierjährig-Freiwilligen werden Sie am besten bei einem der kaiserlichen Kommandos Auskunft erhalten, an welche die Meldungen zum freiwilligen Eintritt zu richten sind. Sie finden dieselben aufgestellt in einem für alle Berufsarten vortrefflich ausgestatteten Büchlein v. Dreger's, „Die Berufswahl im Staatsdienste“ (3. Auflage, 1889, Leipzig, G. W. Kochs Verlagshandlung), S. 38.

A. G., Dortmund. Im Königreich Sachsen wird bereits seit dem Jahre 1882 die Handwerker Grubenbahn, 700 m lang, mit einer elektrischen Lokomotive betrieben. Die neu-Elektrifizierte Grubenbahn, 1100 m lang, besteht seit 1883 und wird mit zwei elektrischen Lokomotiven bedient. Schlefien hat ebenfalls seit 1883 die 1800 m lange Hohenzollern-Grubenbahn mit 3 elektrischen Lokomotiven. Auch auf der Kohlengrube Thollern an der Dema findet elektrischer Fuhrbetrieb statt.

A. in Hamburg. Ein Gebirg mittels der Stadtfuhrpferde kostet im Deutschen Reich den Anschließbesitzer durchschnittlich etwa 4 Pfennige. Nach der Statistik vom 31. März 1889 bestanden in 176 Orten Stadtfuhrpferdebesitzungen mit 33 469 Stadtfuhrpferden und es wurden täglich 486 606 Gespanne geführt. Jede Stelle führte lenach täglich ungefähr 15 Gespanne. In Hamburg fand verhältnismäßig die stärkste Benutzung statt, indem dort auf eine Stelle durchschnittlich 29 tägliche Gespanne kamen.

Lehrer B. v. Enlau. Ein Ereignis der Flugbahn eines abgeleiteten Geschosses über die „Seele nachher“ geht es nicht. Das Geschoss fliegt zunächst in der Richtung der Seele nach vorwärts; sofort aber macht sich die Anziehungskraft der Erde geltend und zieht das Geschoss von der Richtung der Seele nach weg nach abwärts. Dagegen findet ein Steigen der Flugbahn über die Witze statt, worüber Sie näheres in jedem militärischen Infanterienbuche finden können.

—> Zum 9. und 22. März! <—

In unserem Verlage ist erschienen und durch beinahe alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kaiser Wilhelm I.

Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk.

Von Ernst Scherenberg.

Elegant in Leinwand gebunden (15 Bogen gr. Oktav) Preis 1 Mark.

Inhalt: I. Glückliche Kinderzeit (1797—1806). II. Frühe Lebensjahre (1806—1810). III. Die Tage der Vorbereitung u. Erhebung (1810—1818). IV. Während der Befreiungskriege (1813—1815). V. Wanderjahre des Prinzen Wilhelm (1815—1840). VI. Prinz von Preußen (1840—1853). VII. Prinzregent (1853—1860). VIII. König von Preußen (1861—1871). IX. Oberhaupt des Norddeutschen Bundes (1867—1870). X. Deutscher Bundesfeldherr (1870—1871). XI. Deutscher Kaiser (1871—1888). XII. Kaiser Wilhelm's Tod (9. März 1888).

Vorrätig in den meisten Buchhandlungen. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich unter Beifügung des Betrags in Reichsmark direct an die

Verlagshandlung von Ernst Reil's Nachfolger in Leipzig.

Inhalt: Flammenschilder. Roman von E. Berner (Fortsetzung). S. 149. — Die Erfordernisse der Meere. 4. Die deutsche Skandinavien-Expedition. Von C. Falkenhof. S. 154. — Von den Schachbunden in künftigen Kriegen. S. 156. Mit Abbildungen S. 157 u. 158. — Luitt. Roman von Theodor Fontane (Fortsetzung). S. 159. — Ein Beyer-lager. Bild. S. 161. — Blätter und Blüthen: Friedrich Mitterwurzer. S. 164. Mit Bildnis S. 149. — Kaiser Neros Tod. S. 164. Zum Bilde S. 152 u. 153. — Kleinere Briefkasten. S. 164.